Werner Kraft:

Ferdinand Ebner und Karl Kraus

1.

Ferdinand Ebner (1881-1931), ein Volksschullehrer in Gablitz bei Wien, ist durch sein Buch »Das Wort und die geistigen Realitäten« berühmt geworden. Theodor Haecker las 1919 das Manuskript und empfahl es Ludwig Ficker zum Druck. Dieser gab es 1921 im Brenner-Verlag in Innsbruck heraus. Ebner gehörte neben Theodor Haecker und Carl Dallago zu den wichtigsten Mitarbeitern der von Ludwig Ficker herausgegebenen Zeitschrift »Der Brenner«. Die Wirkung des Buches war unterirdisch aber stark, auf Christen und Juden zugleich. Emil Brunner spricht von einem »epochemachenden Denker«, Theodor Steinbüchel von einem »Umbruch« des Denkens. Buber schreibt im Nachwort zu seinem Buch »Das dialogische Prinzip«¹⁾ (S.305ff.), das außer »Zwiesprache«, »Die Frage an den Einzelnen« und »Elemente des Zwischenmenschlichen« vor allem »Ich und Du« enthält:

Im Februar 1919 war der »Stern« [der Erlösung, von Franz Rosenzweig] beendet. Aber im gleichen Winter und in den Frühling hin schrieb ein von Krankheit und Depressionen schwer heimgesuchter katholischer Volksschullehrer in der österreichischen Provinz, Ferdinand Ebner, seine »pneumatologischen Fragmente«, die er dann in dem Buch »Das Wort und die geistigen Realitäten« (1921) zusammenfügte. Ebner geht aus von der Erfahrung der »Icheinsamkeit« in jenem existentiellen Sinn, den sie in unserer Zeit gewonnen hat; sie ist für ihn »nichts Ursprüngliches«, sondern das Ergebnis der »Abschließung von dem Du«. Von hier aus vertieft er sich, Hamanns Spuren folgend, aber die Einsichten stärker aneinander bindend, in das Mysterium der Sprache als der ewig neuen Setzung des Verhältnisses zwischen dem Ich und dem Du. Er bekennt sich in direkterer Weise als Kierkegaard, als einer, der das Du im Menschen nicht zu finden vermochte. Schon 1917 hat er die Gefahr verzeichnet, am Bewußtsein dieser »Unmöglichkeit« geistig zugrunde zu gehen. Die Rettung findet er im Gedanken: »Es gibt nur ein einziges Du und das eben ist Gott«.

Dies ist sehr undeutlich: Buber sagt kein Wort davon, daß Ebners Ich-Du-Lehre und vor allem seine auf dem Ich und dem Du entwickelte Sprachphilosophie auf dem Anfang des Johannes-Evangeliums beruht. Franz Rosenzweig schreibt in dem Aufsatz »Das neue Denken«, den »nachträglichen Bemerkungen zum 'Stern der Erlösung'«²⁾ (S.388):

Unabhängig von den Genannten [=Ludwig Feuerbach, Hermann Cohen, Eugen Rosenstock, Hans Ehrenberg, Victor von Weizsäcker, Rudolf Ehrenberg] und voneinander sind außerdem zum Brennpunkt des neuen Gedankens, also zu dem, was im Zentralbuch des Sterns abgehandelt wird, vorgestoßen Martin Buber in »Ich und Du« und Ferdinand Ebner in der mit meinem Buch gleichzeitig entstandenen Schrift »Das Wort und die geistigen Realitäten«.

Für Rosenzweig gehört das Christentum zum Judentum in beider »Sonderstellung«, verglichen mit dem Islam (S.390f.): beide sind, im Gegensatz zum Islam, welcher nichts anderes sein will, keine »gestiftete« Religion:

Sie waren ursprünglich nur etwas ganz »Unreligiöses«, das eine eine Tatsache, das andre ein Ereignis. Religion, Religionen sahen sie um sich her, sie selber wären höchst verwundert gewesen, auch als eine angesprochen zu werden.

Der Zusammenhang mit Ebner ist also atmosphärisch vorhanden. Ob Rosenzweig sich Rechenschaft gegeben hat von Ebners ungeheuerlicher sachlicher und persönlicher Problematik, wie sie in dessen radikalen Auffassungen wurzelt, vermag ich nicht zu sagen. Auf Grund des Buches war sie nur in einem beschränkten Ausmaß möglich, aber in diesem wäre sie immerhin möglich gewesen, denn die Verwerfung der gesamten griechisch-christlichen Kultur als »Traum vom Geist« ohne »geistige Realität« ist von Rosenzweig kaum gebilligt worden. Einige Sätze aus seinem Aufsatz »Das neue Denken« (S.386f.) sprechen für den *atmosphärischen* Zusammenhang mit Ebner:

An die Stelle der Methode des Denkens, wie sie alle frühere Philosophie ausgebildet hat, tritt die Methode des Sprechens. Das Denken ist zeitlos, will es sein; es will mit einem Schlag tausend Verbindungen schlagen; das Letzte, das Ziel ist ihm das Erste. Sprechen ist zeitgebunden, zeitgenährt; es kann und will diesen seinen Nährboden nicht verlassen; es weiß nicht im voraus, wo es herauskommen wird; es läßt sich seine Stichworte vom andern geben.

Und dann dies:

Das alles ist dem denkenden Denker völlig undenkbar, während es dem Sprachdenker einzig entspricht. Sprachdenker - denn natürlich ist auch das neue, das sprechende Denken ein Denken, so gut wie das alte, das denkende Denken nicht ohne inneres Sprechen geschah; der Unterschied zwischen altem und neuem, logischem und grammatischem Denken liegt nicht in laut und leise, sondern im Bedürfnis des andern und, was dasselbe ist, im Ernstnehmen der Zeit: denken heißt hier für niemanden denken und zu niemandem sprechen (wobei man für niemanden, wenn einem das lieblicher klingt, auch alle, die berühmte »Allgemeinheit«, setzen kann), sprechen aber heißt zu jemandem sprechen und für jemanden denken; und dieser Jemand ist immer ein ganz bestimmter Jemand und hat nicht bloß Ohren wie die Allgemeinheit, sondern auch einen Mund.

Das Wort »Sprachdenker« macht ebenso aufhorchen wie die Rede vom »grammatischen« Denken, im Gegensatz zum logischen. Vielleicht klingt hier der verborgene Grund auf, warum Ferdinand Ebner auf einen systematischen Lehrvortrag verzichtet und seine Kapitel »Fragmente« nennt .

Der Kern von Ebners neuer Lehre wird schon im ersten Fragment³⁾ (Schriften I, S. 84), das den Titel »Die geistigen Realitäten« hat, unzweideutig ausgesprochen. Das »Ich« ist erst durch das Christentum in die Welt gekommen. Man dachte aber nicht an das »eigentliche« Ich, sondern an: »das *moi* des Pascal«. Das eigentliche Ich ist nicht auf sich selbst bezogen, es existiert nur in seinem Verhältnis zum Du. Und nun kommt die entscheidende Stelle:

Die Icheinsamkeit [hier steht diese für Ebner so bezeichnende Idee wie auch das Wort, das sie bezeichnet, zum ersten Mal] des Pascalschen *moi* ist demnach nicht als eine absolute aufzufassen, sondern als relative im Verhältnis des Ichs zum Du, und ein Ich außerhalb dieses Verhältnisses gibt es überhaupt nicht. Die Icheinsamkeit ist nichts Ursprüngliches im Ich, sondern das Ergebnis eines geistigen Aktes in ihm, einer Tat des Ichs, nämlich seiner Abschließung vor dem Du.

Daraus wird (S.85) die kardinale Folgerung gezogen:

Das Ich und das Du sind die geistigen Realitäten des Lebens. Von hier aus wird die Philosophie vor eine »neue« Aufgabe gestellt, deren Lösung auch den »Selbstmord der Philosophie« als »das Ende des Idealismus« in sich begreift. Noch die Mathematik gehört in die Icheinsamkeit. Aus dem Ich und dem Du wird (S.86) »das Wesen der Sprache - des Wortes - in ihrer Geistigkeit« entwickelt, »daß sie etwas ist, das sich zwischen Ich und dem Du zuträgt, zwischen der ersten und zweiten Person, wie man in der Grammatik sagt; etwas, das also das Verhältnis des Ichs zum Du einerseits voraussetzt, andererseits herstellt«. Daraus ergibt sich für Ebner die letzte Konsequenz: daß in diesem so verstandenen »Wort«, das aus dem Verhältnis des Ichs zum Du entspringt, »die Beziehung des Menschen zu Gott ihren Ausdruck« findet: Gott ist »das wahre Du des wahren Ichs im Menschen«. Es handelt sich nicht um das »ideelle« Ich der Philosophie, es handelt sich um »das wirkliche Ich, das in der Tatsache, daß ich bin und daß ich das von mir aussagen kann, zum Ausdruck kommt«. Hieraus wird alles Weitere entwickelt. Im zweiten Fragment mit dem Titel »Wort und Persönlichkeit. Ursprung des Wortes. Einsamkeit. Ich und Du« stehen (S.89) die fulminanten und exorbitanten Sätze:

Im Verhältnis des Ichs zum Du in seiner Verwirklichung hat der Mensch sein wahres geistiges Leben; nicht aber darin, worin man es am liebsten sieht: daß er in Poesie und Kunst, Philosophie und mythischen Religionen - und sei es auch noch so genial - vom Geiste träumt. Alle Kultur war bisher nichts anderes und wird niemals etwas anderes sein als ein Traum vom Geist, den der Mensch in der Icheinsamkeit seiner Existenz, abseits von den geistigen Realitäten des Lebens träumt und dessen inneres Gesetz er vornehmlich in der »Konzeption der Idee« empfindet.

Dazu gehört noch die Fußnote:

In keiner geistigen Produktion kommt der Mensch zur Besinnung auf sich selbst und sein wahres geistiges Leben, und mag diese Besinnung auch am Ausgangspunkt des Produzierens stehen, schließlich verliert sie sich doch in diesem.

Das Wort »Genie« in diesem Zusammenhang kommt zeitgeschichtlich von Karl Kraus und individuell geistig gesprochen von Otto Weininger. Ob Karl Kraus es notwendigerweise auch von Weininger übernommen hat (wie mit großer Wahrscheinlichkeit das Wort »erogen«, von dem Weininger selbst nicht mehr wußte, wo er es gefunden hat), dafür spricht manches, es ist aber nicht völlig sicher.

Ferdinand Ebner gibt im »Nachwort zur Mitarbeit am 'Brenner'« (Schriften I, S.574ff.) Rechenschaft über die Gleichzeitigkeit derselben Gedanken bei ihm und Buber, mit der Einschränkung (S.584):

Nur zwei [...] Konsequenzen hat er [...] nicht gezogen: die »Icheinsamkeit« und den in ihr geträumten »Traum vom Geist« zu bedenken. Wohl sieht Buber das Verhältnis des Ichs zum Du kaum anders als in dichterischer Erklärung, also nicht in seiner ganz und gar undichterischen Wirklichkeit, und da ist es kein Wunder, wenn sich ihm die Einsicht verschließt, daß alles geistige Leben, das außerhalb des realen (wenn auch im Rahmen eines ideellen) Verhältnisses zum Du gelebt wird, nur Scheinleben und Traum vom Geist ist.

Rivka Horwitz hat in dem wichtigen Buch »Buber's Way to 'I and Thou'. An Historical Analysis and the First Publication of Martin Buber's Lectures 'Religion as Gegenwart'« (Heidelberg 1978) den Konsensus Bubers und Ebners über die gleichzeitige und gegenseitig unbeeinflusste Entstehung ihrer Zentralgedanken insofern in Frage gestellt, als sie an Hand der Manuskripte Bubers den Nachweis führt, daß dieser doch vor Beginn oder im Laufe seiner Arbeit Ebners Buch kennengelernt haben und von ihm beeinflusst sein muß. Die Entscheidung darüber, ob dieser Nachweis gelungen ist, steht dahin. Manches spricht dafür. Eine Stelle bei Rivka Horwitz könnte immerhin auf eine Grenze dieser Betrachtung stoßen. Sie schreibt nämlich (S.221), daß Buber anders als Rosenzweig oder Ebner den Idealismus nicht durch eine Theorie der Sprache angreift. Buber las Ebners »Fragmente«, bevor er seine Vorlesungen im Freien Jüdischen Lehrhaus in Frankfurt im Dezember 1921 formulierte. Nun schreibt sie:

It remains unclear why he adopted Ebner's concept of God as Thou, but neglected his thoughts of language so closely tied to that concept.

Es handelt sich nicht um »Ich und Du«, wo gleich im Anfang von den »Grundworten« die Rede ist, die »mit dem Wesen« gesprochen werden, es handelt sich um die Vorlesungen. Rivka Horwitz vermutet, daß Buber Ebners Abhängigkeit aller Beziehung allein von der Sprache zu einschränkend fand und daß er eine umfänglichere Theorie suchte, welche alle menschlichen Akte einbeziehen konnte, wie sie in dem Plan von 1918 entworfen waren und später definiert als »Liebe, Anschauung, Schöpfung, Entscheidung«. Und sie fügt hinzu, daß eine Sorge für die direkte Annäherung an Natur und an das Ästhetische ihn dazu geführt haben könne, Sprache als ein fundamentales Prinzip in den Vorlesungen abzulehnen. So könnte es sein, und doch vergißt sie eines: daß die Begründung der Philosophie der Sprache bei Ferdinand Ebner ausschließlich auf dem Johannes-Evangelium für Buber total unannehmbar war. Obwohl sie sich dieses Sachverhalts selbst bewußt war, eröffnet sich hier eine Lücke. Sie stellt (S.181) die Bedeutung Hamanns für Ebner fest, welche für Buber minimal sei. Die Lücke wird darin sichtbar, daß die Bedeutung des »Brenner«-Kreises für Ebner von Rivka Horwitz zwar erkannt und in seinen Hauptvertretern Theodor Haecker, Carl Dallago, Ludwig Ficker richtig gesehen wird, aber das Verhältnis aller zu Karl Kraus im Hintergrund *nicht* gesehen wird, und dieses Verhältnis war eines zur Sprache in ausschließlicher Radikalität und geht zurück, ob bewußt oder unbewußt, auf Hamann. Für Buber selbst ist Karl Kraus ein bedeutender Zeitgenosse, zu dem er ein repräsentatives Verhältnis der relativen Zustimmung und Ablehnung hat, ohne von ihm persönlich berührt zu sein.⁴⁾ Die von Rivka Horwitz zitierte Stelle (S.172) aus einem Brief Bu-

bers an Friedrich Gogarten 9.12.1922: »Gegen Haecker habe ich ein —fast instinktives — Bedenken« könnte unbewußt Karl Kraus meinen, von dem Haecker neben Kierkegaard geistig herkommt, und derselbe Haecker dürfte zu Buber kaum eine aktive Beziehung gehabt haben, solche Vorgänge nehmen Zeitgenossen durch die Luft auf. Wie dem sei, für Ferdinand Ebner ist Karl Kraus durch sein ganzes geistiges Leben hin von entscheidender Bedeutung gewesen, und wie dies im einzelnen sichtbar wird, will ich nun zu zeigen versuchen.

2.

Ich muß aber vorher noch ein Wort darüber sagen, wie Karl Kraus zu Ferdinand Ebner stand, denn diese Stellungnahme kommt in einem Brief zum Ausdruck, der ein unvergeßliches Bild von der Zeit und dem Raum gibt, in denen beiden der Denker gelebt hat. Das Buch »Der Brenner und die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus« von Gerald Stieg⁵⁾ stellt den Zusammenhang zwischen beiden Zeitschriften und den Menschen hinter ihnen eindringlich dar. Substantielle Äußerungen von Karl Kraus über einzelne Mitglieder des »Brenner«-Kreises sind dennoch spärlich und gehen über Anerkennung durch Zitierung nur wenig hinaus, wie er überhaupt von strenger Zurückhaltung war in der Formulierung persönlicher Urteile außerhalb seiner eigentlichen Arbeit. Der in seiner vorsichtigen Reserve tief dringende Exkurs bei Gerald Stieg (S.197ff.) über Kraus' Randbemerkungen zu »Satire und Polemik« von Theodor Haecker in einem Exemplar von dessen Buch, als da sind »Kreuzzeichen, Striche am Rand, Rufzeichen am Rand, Fragezeichen, Korrekturzeichen, Wellenlinien«, bestätigt diesen Sachverhalt eher, als daß er ihn widerlegt. Eben Gerald Stieg veröffentlicht nun in seinem Buch (S.206f.), und zwar in Photokopie, einen Brief des Herausgebers der »Fackel«, den dieser am 26.5.1936 an August Zechmeister geschrieben hat.⁶⁾ Am 12.6.1936 ist Karl Kraus gestorben. August Zechmeister war es, der in der »Reichspost«, jener Wiener Zeitung, die Österreich, so weit es klerikal war, beherrschte, den im Eingang des Briefes erwähnten Gedenkaufsatz über Ferdinand Ebner geschrieben hat, in dem Karl Kraus rühmend vorkam, ohne daß sein Name genannt wurde: er war von der Redaktion getilgt worden. Der Brief ist mit ungebrochener Meisterschaft geschrieben, und da heißt es also nach der Anrede »Hochgeehrter Herr!«:

Mit großem Interesse hat der Herausgeber der »Fackel« Ihre am 17. Mai in der »Reichspost« veröffentlichte Betrachtung »Ferdinand Ebner, ein österreichischer Denker« gelesen. Dieser, dessen Entdeckung das Verdienst der Zeitschrift »Der Brenner« bleibt, war gewiß im Leben, im geistigen Tun wie im Verzicht auf Geltung eine reine und ergreifende Gestalt, und Ihre Klage ist berechtigt, wir Österreicher hätten »einen Menschen unter uns beherbergt, dessen Leben und Denken, wenn auch auf unsichtbare Weise ... in das wahre gegenwärtige Innenleben des Geistes eingegangen ist, und wir wissen es nicht«. Umso berechtigter Ihre Mahnung, daß Österreich, ist es in seiner Geschichte auch reich an Gestalten und Köpfen, dennoch heute, in der Zeit des Bedrohtseins, nicht so reich sei, »daß es ungestraft über Menschen, nur weil sie in dem Adel ihrer Gesinnung und in der ungeheuren Schwere ihres persönlichen Schicksals es nie verstanden, es nie über sich brachten, aus dem, was sie dachten und litten, Kapital zu machen, einfach hinweggehen darf«. Mit dem vollsten Recht sprechen Sie es aus, »wenn man die Summe nennen würde«, die Ebners Publikationen eintrugen, so müsse jeder »schamrot werden über die Schuld und das Unverständnis des Publikums, das wir ja alle sind«. Freilich könnte man erwidern, daß gerade die Zeitung, die nunmehr bereit ist, solcher Rüge Raum zu geben, bis heute, und vollends bei Lebzeiten des christlichen Denkers, wohl kaum einen Versuch gemacht hat, zwischen den Hinweisen auf die Leistungen von Gerngroß und Krupnik [= Warenhäusern der Epoche], dem Nichtwissen und dem Unverständnis des Publikums beizukommen, und ganz gewiß wird man in der vatikanischen »Schau«, deren Lobpreisung täglich die Spalten füllt, keiner Spur seines geistigen Wertes begegnen.

Das ist deutlich genug. Wirklich konnte Ludwig Ficker dem Autor des von ihm verlegten Buches »Das Wort und die geistigen Realitäten« kein Honorar zahlen. Es kommt nun ein Abschnitt mit einer höchst bezeichnenden Einschränkung der Zustimmung:

Zwar pflichtet der Herausgeber der »Fackel« Ihnen nicht just darin bei, daß man »dann aufhorchen muß«, daß es »dann nachholen gilt«, wenn man sehe, daß Ebners einziges von ihm selbst veröffentlichtes Buch neben seinem Vater »indirekt Theodor Haecker gewidmet ist«, oder »wenn man las, daß Karl Thieme unter dem Eindruck

des Lebenswerkes Ebners konvertierte«. Der Herausgeber der »Fackel« würde nicht glauben, daß die vielfach einbekannte Wirkung, die er selbst auf beide genannte Autoren ausgeübt hat, ihm die Beachtung der Mit- und Nachwelt sichern müßte. Auch Sie sagen ja von Ferdinand Ebner weit mehr aus, nämlich daß »das *Wort* und die *Sprache* ihm zu einem unverlierbaren Schlüssel wurden, der ihm das Tor zur konkreten geistigen Existenz des Menschen öffnete«. Wenn der Herausgeber der »Fackel« nun auch gestehen muß, daß er bei allem Respekt vor diesem Erlebnis an ihm nur mit einem geringen Maß von Miterleben beteiligt war, so werden Sie, hochgeehrter Herr, im Sinne »jener einzigartigen Innsbrucker Zeitschrift«, die Sie mit Recht rühmen, vielleicht zugeben, daß sich, obschon auf andere Geistesart, eine ähnliche Beziehung zur Sprache auch dem Werk der »Fackel«, und ihrer Sprache selbst, nachsagen ließe.

Merkwürdig ist hier, daß der sonst so sicher deutende Gerald Stieg die bewußte Distanzierung in diesem »geringen Maß von Miterleben« nicht hört, denn wie sollte gerade ein Karl Kraus diesem Erlebnis Ferdinand Ebners zustimmen, das auf die Verwerfung aller höchsten Kultur der Menschheit, Shakespeare einbegriffen, gerichtet war, im Namen des Johannes-Evangeliums von dem Wort, »das Fleisch wurde«?! Jetzt spricht er von sich selbst:

Und hier ist der Grund, der den Herausgeber, nebst allem Dank für Ihr geistiges Bestreben in einer davon unbewegten Meinungssphäre, bestimmt, dieses Schreiben (an dessen ihm gemäßer Form Sie wohl nicht Anstoß nehmen) an Sie zu richten. Daß Sie von seiner Wirksamkeit wissen, ist ihm eben aus einem Heft des »Brenner« bekannt: wo Ihr Ausspruch zitiert wird, dieser sei ein Werk, »das durch sein *Sprachgewissen* allein schon der Lebensarbeit Karl Kraus' nahekommt«. Daß Sie ihm nicht zutrauen, er reklamiere die Nennung seines Namens in der Presse, ob sie nun das Werk von Christen oder Juden sei, nimmt er ohne weiteres an. Auch daß Sie wissen, die Behandlung dieses Themas diene immer nur dem Nachweis, daß die Presse in einem besonderen Falle um den Versuch bemüht sei, die »konkrete geistige Existenz« auszutilgen und deren »Gedankengut« (als das man heute politische Parolen bezeichnet) lieber zu benützen als namhaft zu machen.

Hier mache ich zunächst aufmerksam auf eine Klammer, in der die von dem Herausgeber der »Fackel« in Hunderten von Briefen durchgehaltene Fiktion beinahe durchbrochen wird, weil er fühlt, daß er in diesem Fall wegen der persönlichen Achtung vor diesem Briefschreiber mit seinem Ich hervortreten müßte: er entschuldigt sich geradezu. Das ergreift. Die persönliche Ansprache hängt auch damit zusammen, daß er zunächst immerhin die Möglichkeit vorgeben muß, daß dieser so hoch von ihm geschätzte August Zechmeister in einem Zeitungsaufsatz den Namen Karl Kraus gleichzeitig genannt und weggelassen hätte, denn es heißt nun:

Wir zweifeln nicht, daß Sie in so gewissenhaftem Befassen mit der Problematik der Sprache — bei aller Ehre, die dem armen Ferdinand Ebner gebührt — an das Werk der »Fackel« gedacht haben, wohl auch dort, wo Sie Aphoristiker nennen und »als bekanntesten« (wenngleich nicht besten) Nietzsche. Sollte es dennoch nicht der Fall sein, müßten wir es als ein Urteil hinnehmen, das zwar in einem Gegensatz zu dem der von Ihnen geachteten Instanzen stünde, aber natürlich unberufbar ist. Sollte es jedoch der Fall sein, so nehmen wir nicht an, daß Sie aus Rücksicht auf das publizistische Milieu die an vielen Stellen naheliegende Zitierung unterlassen haben; und die Frage, ob sie Ihnen gestrichen wurde, steht uns nicht zu.

Hier wird es deutlich hörbar, daß er dem »armen« Ebner die »Ehre« erweist, die ihm »gebührt«, und zwar aufrichtig, ohne daß es dennoch seine Sache wäre, für die jener gekämpft hat. Für das eigentliche Thema ist es unerheblich. Dieses verengt sich zu zwei Möglichkeiten. Die erste ist die, daß August Zechmeister im Zusammenhang mit Ferdinand Ebner und seiner Sprachphilosophie an Karl Kraus gedacht hätte, besonders bei dem »bekanntesten« Aphoristiker, nämlich Nietzsche, wobei die Klammer nicht ein Urteil von Zechmeister, sondern eines von Karl Kraus enthält. Sollte er sich irren, so müsse er es hinnehmen, so seltsam es wäre, daß jener es nicht offen ausgesprochen hätte. Die zweite Möglichkeit (an die er im Grunde als an die einzig mögliche glaubt) ist die, er *habe* an Karl Kraus gedacht und habe den Namen gestrichen, weil er den Kampf mit der Zeitung nicht gewagt hätte. Zu der Frage, ob die Zeitung selbst den Namen *gestrichen* haben könnte, will er nicht Stellung nehmen. Er nimmt die stärkste: er ist davon durchdrungen; die Sprache ist es. Es kommt nun der große Schluß:

In keinem dieser beiden Fälle möchten wir Ihre Ehrung eines Toten, die ja, mit der Klage, daß man ihn bei Lebzeiten nicht beachtet habe, vorweg Ihrer Absicht entsprach, dem Unternehmen jenes Kulturfaktors gleichstellen,

der zu einem Vortrag über österreichische Literatur von der »Ravag« eingeladen war und der, als sie aus dem Manuskript ersah, daß auch vom Herausgeber der »Fackel« die Rede sei, nach langem Warten ihrem endlich eröffneten Wunsch entgegenkam, »nur über Tote« zu sprechen.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung Verlag »Die Fackel«.

In der »Fackel«: »Warum die Fackel nicht erscheint« von Ende Juli 1934 (Nr.890-905) steht (S.6) der Satz: »Aber wie enttäuscht wären sie doch [die ein Werk von der Durchschlagskraft der »Letzten Tage der Menschheit« erwarten] von dem Bild eines Vorkämpfers, der sich in Protagonie gegen die Zeit befindet, und nur noch imstande, sich selbst den bessern Nachruf zu schreiben als die Dummköpfe, die es unternommen haben«. Aus dem Geist dieses großen Wortspiels von der »Protagonie gegen die Zeit« ist der Brief an August Zechmeister geschrieben, er mündet in den eigenen Tod. Der »Tote« ist Ferdinand Ebner; drei Wochen später ist es Karl Kraus. August Zechmeister konnte nicht mehr antworten. Er tat es in seinem Nachruf im »Hochland« (Jg.33,1936,Bd.2,S.477f.), welcher in der furchtbaren politischen Lage damals eine Tat des Mutes war.

3.

Es gibt von Ferdinand Ebner aus dem Jahre 1927 »Notizen zu einer Geschichte meines geistigen Lebensganges« (Schriften II,S.1037ff.) und die 1931, also im letzten Lebensjahr verfaßte »Lebensskizze«, welche nur bis zum Jahre 1923 geht. Diese Lebensskizze (ebenda S.1055ff.) ist zusammenhängend geschrieben und eher trocken, jene Notizen sind zum größeren Teil nur in Stichworten hingeworfen und beinahe dichterisch. Es entsteht der merkwürdige Eindruck einer Ähnlichkeit mit den biographischen Aufzeichnungen Hofmannsthal's, deren Möglichkeit Ebner entsetzt hätte, weil er auf ein bestimmtes Bild vom Dichter fixiert war und über keine spontane Kraft verfügte, sich von ihm zu befreien. Diese eigentümliche Schwäche gibt, richtig verstanden, uns den Schlüssel in die Hand, um diese in ihrer Offenheit höchst verschlossene Figur aufzuschließen. Ferdinand Ebner wurde 1882 in Wiener Neustadt geboren, als siebtes Kind seiner Eltern. Er wuchs in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf. Sein Vater war arm und verschuldet, seine Mutter wurde später geisteskrank. Ich nenne ein frühes biographisches Faktum und lasse Ebner selbst sprechen (ebenda,S1041):

Erster Ausbruch der seelischen Irritation: Spielzeug schöne Peitsche, Verknüpfung der Schnur, furchtbarer Zorn hierüber — renne aus der Küche hinaus in den Hof und sage heftig erregt: Wenn ich in den Himmel komm, stech' ich dich ab (Gott gemeint). Kaum heraus: Verblüffung. Erwartung sofortiger himmlischer Strafe. Diese Geschichte spielte dann später noch eine Rolle.

Nämlich bei der ersten Beichte! Der Kapuzinerpater hat die Gotteslästerung kaum gehört, aber das Kind hatte noch Jahre lang das Gefühl, keine Vergebung nach der Sündenvergebung zu erhalten. Der Ausdruck dieser Gotteslästerung ist stark, immanent dichterisch. Das Kind wächst auf, mit vielen Schwierigkeiten, und entscheidet sich schließlich für den Beruf des Volksschullehrers. Wichtig ist der Satz: »Metaphysische Träume, kindisch unentwickelt, als beginnender Religionsersatz«. Die Liebe tritt auf, als Verführung, Onanie, sogar »Homosexuelles«, von Ebner selbst in Anführungsstriche gesetzt, um »die übertrieben schwärmerische Freundschaft« zu bezeichnen, Auflehnung gegen den Vater. Von der unwahren Liebe zu einem Mädchen ist die Rede, und nun kommt die wichtige Stelle (S.1046):

Untreue: zu gleicher Zeit Beziehung in Br. zu einer Wiener Schneiderin, älteres Mädchen, hysterisch, Beziehung gefährlich sinnlich. Entdeckung: sexuelles Versagen. Ein Vierteljahrhundert bestimmend für mein Verhalten. Ausklang ins Gemeine-Lieblose...

Nur ahnungsweise läßt sich sagen, daß dieses Faktum vieles in Ebners Entwicklung mindestens mitbestimmt, obwohl es nicht die Ehe in seinen letzten zehn Lebensjahren verhindert hat, der ein Sohn entsprungen ist. Die jahrzehntelange Freundschaft mit Luise Karpischek

wird von diesem teils bewußten, teils unbewußten »Versagen« mitbestimmt. Der junge Volksschullehrer in Waldegg liest Shakespeare, aber vor allem, und zwar französisch, Verlaine und besonders Baudelaire. Er gewinnt ein Gefühl für »Echtheit« und setzt sich mit dem »Problem der Sentimentalität« auseinander. Er dichtet. Der Vater stirbt. Wichtig ist dies (S.1048):

Tod des Vaters — inneres Versagen vor dem Ernst. Erbschaftszwiste. Notwendigkeit der »Entwurzelung« aus der Familie. Gefühl des Unwahren, Verlogenen. Selbstkritik, Ausklingen des Dichterwahns. Golgotha.

»Golgotha« ist der Titel des letzten Gedichts von Ferdinand Ebner. Es drückt die Auseinandersetzung mit dem toten Vater stark aus. (Schriften II, S.1119) Ist es noch kein großes Gedicht, so hätte es der Anfang einer Epoche werden können, in der es ihm gegeben war, große Gedichte zu machen. Eben dies erlaubte seine Entwicklung nicht, und mit der Entscheidung zur Philosophie wurde ihm, als Folge der falschen Wirkung Weiningers, auch die Fähigkeit genommen, den Dichter positiv zu sehen. Wir lesen (ebenda, S.1048):

Philosophie: zuerst Schopenhauer. Weininger. Erste Lektüre: stärkster Eindruck.

Damit beginnt die Fixierung als Philosoph:

Platon, Kant, Descartes, Spinoza, Henri Bergson. Probleme: Selbstbejahung u. Verantwortlichkeit, Irrtum u. Wirklichkeit, der Dichter (moralischer Haderlump) der Romantiker — Ethik — Kulturphilosophie, Genievergötzung: Wenn einer kein Genie ist, ist er nur ein verpatztes Tier [So sagt Ebner, aber kein verantwortlicher Denker!] — Entsetzen der Z. (Verhältnis zu dieser) — Psychologie — [Hermann] Swoboda, Periodenlehre (Besuch bei ihm), Vortrag Universität (mit Zeitlinger). Frühere Aufsätze. Spätere Aufsätze enttäuscht. Schönstes Buch: Otto Weiningers Tod [von Hermann Swoboda]. Palagyi. Freud, Träume deuten — Alfred Adler — psychologisch-kritische Einstellung —

Dies alles ist die Schilderung eines fruchtbaren Chaos, aus dem sich auch anderes hätte entwickeln können. Aber dann folgt dies (S.1049):

Pascal, *Pensees*. Starker Eindruck. Verwandtschaft mit Baudelaire. Annäherung ans Religiöse./Kirchenvisitation, Bischof Marschall./Neues Test. in Luth. Übers., besonders Joh., die »genialen« Stellen.

Die »genialen Stellen« deuten unter anderen auf den Anfang von dem »Wort«, das »bei Gott war und Gott war das Wort«. Es ist noch nichts entschieden, aber es braucht nur der Funke hineinzufallen, daß es entschieden werde. Einstweilen wird weiter Musik gemacht. Aber 1912 erfolgt die Versetzung nach Gablitz, und da steht der Satz:

Gefühl des *tout craque*.

Das ist noch einmal Pascal. Der Erste Weltkrieg bricht aus. Nun lesen wir nebeneinander (S.1050):

Philosophisches Werk — Beginne, die Fackel zu lesen.

Das »philosophische Werk« ist das erste ungedruckt gebliebene Buch »Ethik und Leben«. Das Nebeneinander vermittelt einen starken Eindruck, obwohl er gleichzeitig noch das höchst bedenkliche Buch »Der Genius des Krieges« von Max Scheler liest. Das steht nicht hier, aber in den Tagebüchern. Geistig-moralische Entwicklung erfolgt nicht geradlinig, sondern im Zickzack. Es folgt der Satz, welcher in *dieser* Formulierung eigentlich trostlos ist:

Die »Wortlosigkeit« des Sinnlichen, die geistige Bedeutung des Wortes gewahr werdend. Haeckers Nachwort zum Begr. d. Auserw. [Begriff des Auserwählten].

Damit ist alles entschieden. Dann folgt:

Zusammenbruch der Monarchie. Abdankung Wilhelms, Kriegsende, Proklamierung der Republik freudig begrüßt — Urlaub. Arbeit an den »Fragmenten«. Ungesunde Arbeitsweise — kaum Ruhepausen, Gelbsucht, unnötige Behandlung, schwere Depressionen, Wiederaufnahme der Arbeit und Vollendung. Hauer: Abschrift.

Jetzt ist die Bahn frei trotz eines zunächst in zweifacher Hinsicht tragikomischen Intermezzos. Josef Matthias Hauer ist der musikbesessene Komponist, mit dem die Freundschaft über viele Konflikte hinweg von 1908 bis 1920 dauert. Dieser schickt die »Pneumatologischen Fragmente« in einer Abschrift an den Verlag Braumüller in Wien, welcher sie auf Grund eines vernichtenden Gutachtens des Wiener Universitätsphilosophen Adolf

Stöhr ablehnt, und er schickt das gleiche Manuskript an den allseits verachteten Hermann Bahr, welcher es erwähnt, lobend, in dem allseits verachteten »Neuen Wiener Journal«.

Vorher war in einer Reihe von Stichworten vom Ausbruch des Krieges die Rede gewesen, auf die andere Stichworte folgten: Dostojewsky, Raskolnikow, Evangelien — Kierkegaard, Haecker, Dallago. Das gehört, atmosphärisch, in die »Fragmente«. Während es einmal im Zusammenhang mit dem an sich von ihm sehr geachteten Publizisten Josef Rauscher geheißen hat: »Wagner-Krankheit Kraushysterie«, heißt es jetzt im übernächsten Satz:

Karl Kraus — Blick in die Welt — Heraustreten aus gedanklicher Eingesponnenheit.

Damit bin ich nach einem langen Umweg bei *meinem* Thema angelangt. Zu den vielen Äußerungen über Karl Kraus in den Tagebüchern und Briefen kommt diese als die erleuchtetste. Ferdinand Ebner hat zeit seines Lebens als kleiner Volksschullehrer gelebt, getrennt von der Großstadt. Die Großstadt aber war Wien in nächster Nähe und schnell erreichbar: er lebte in Gablitz beruflich und als weltabgewandter Philosoph, mit dem Lieblingslied »Ich bin der Welt abhanden gekommen« von Rückert auf den Lippen, er lebte in Wien trotz aller Verachtung der Großstadt als Intellektueller in den Wiener Cafes, in den Wiener Theatern, in den Wiener Darbietungen öffentlich-geistiger Art, und der stärkste Repräsentant dieses öffentlichen Geistes war trotz seines Widerstrebens —: Karl Kraus, den er nicht einließ in die Welt seiner »Fragmente«, in ihre totale Weltlosigkeit, selbst wenn sie ohne ihn undenkbar gewesen wären, von dem er aber »den Blick in die Welt« herleitet und das »Heraustreten aus gedanklicher Eingesponnenheit«. Die Frage ist nur die, wie viel oder wie wenig beides unter solchen Umständen bedeutet.

4.

Die vielen Äußerungen über Karl Kraus in den Tagebüchern und in den Briefen sind durch Stimmungen gefärbt, die kein einheitliches Bild erlauben. Zusammenhängend hat Ferdinand Ebner sich nur einmal über ihn geäußert, in der vierten der Betrachtungen »Zum Problem der Sprache und des Wortes« von 1926, die 1928 in der 12. Folge des »Brenner« erschienen sind, aber *ohne* diese Betrachtung. Sie gehörte zu den von Ebner »aus Platzmangel« ausgeschiedenen Teilen, die im Buch ihre selbstverständliche Stelle haben sollten; zu diesem Buch ist es aber nicht mehr gekommen. Der vollständige Text ist heute in den Schriften (I,S.645f.) abgedruckt. Die Weglassung gerade dieses Textes in diesem Zusammenhang ist bezeichnend, noch dazu wenn der erste Satz lautet (S.662): »Man kann heutzutage nicht etwas zum Sprachproblem zu sagen haben und dabei von *Karl Kraus* nicht sprechen«. Aber er tat es, ohne die geringste böse Absicht, und es ging, denn eingeschworen auf den Anfang des Johannes-Evangeliums: »Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort« hatte er sich den Weg versperrt, zu jeder anderen Möglichkeit des Verstehens von Sprache einen Kontakt zu gewinnen. So spricht er im Zusammenhang mit Karl Kraus von vielem Wichtigem und Richtigen und geht immer an dem eigentlich Sprachlichen vorbei. Die Aufsätze über Sprache, die 1921 mit dem 76 Seiten starken Heft der »Fackel« (Nr.572-576) zu erscheinen beginnen, unter dem Titel »Zur Sprachlehre«, um erst 1937 in das von Philipp Berger herausgegebene Buch »Die Sprache« zu münden, als Karl Kraus schon tot war, kommen bei Ferdinand Ebner nicht vor. Vorkommt die Presse und in diesem Zusammenhang zwar auch die Sprache, wo von einer Menschheit die Rede ist, »deren geistiger Zerfall offenkundig Hand in Hand geht mit dem Verfall der Sprache, das heißt aber mit dem Zerfall des Verhältnisses, das der Mensch zur Sprache hat und haben soll, so daß wir nun in fast allen ihren Angelegenheiten den jeder Verantwortung sich entziehenden Ungeist der Phrase und des Geschwätzes das Wort haben führen sehen«.

Zusammengefaßt heißt es (Schriften I,S.663):

Wir alle haben von ihm nicht nur gelernt, die Presse zu lesen, er ist auch unser aller Sprachlehrer — vorausgesetzt natürlich, daß wir zu jenen gehören, die »guten Willens« sind.

Das ist ohne jeden Zweifel mit gutem Willen gesagt, und doch geht nun das Denken in Windungen um Karl Kraus herum und nimmt ihm den großen Gedanken, den es ihm zuschreibt, von Fall zu Fall. Es beginnt mit einem Satz, der dieser Behauptung zu widersprechen scheint:

Bei ihm, dessen Gedanken aus dem Wort geboren sind, hat das Lichtenbergsche »Es denkt« einen merkwürdigen und tiefbedeutsamen Sinn bekommen: nicht der Mensch ist es, nicht das Ich oder ein unbekanntes Es, was denkt, sondern die Sprache.

Diese Überzeugung hat Karl Kraus tausendfältig ausgedrückt, in Prosa und im Gedicht. Ich zitiere nur dies aus »Bange Stunde« in »Worte in Versen« IV (1919,S.64), in dem Jahr also, als Ferdinand Ebner die »Fragmente« abschloß, und ich gebe ein Wort gesperrt wieder:

denn dem das Wort den Ursinn gelichtet,
sieh, der hat nie zu Ende gedichtet,
und war ich stets des Anfangs gewärtig,
war Leben im Wort: so werd' ich nicht fertig!

Ich hätte auch »Anfangs« sperren können, um zu zeigen, daß der Dichter, der sich bewußt ist, daß Leben »im Wort« war, an das Johannes-Evangelium auch gedacht haben mag. Das müßte ihn Ferdinand Ebner höchst genehm machen. Das »Dichten«, von dem die Stelle spricht, bezieht sich nicht ausschließlich auf Gedichte, sondern auf alles, was der Schriftsteller schreibt. Es geschieht nun langsam das Gegenteil, eingeleitet durch ein »Nebenbei bemerkt«, wo es sich um die Hauptsache handelt. Jenes »Es denkt« Lichtenbergs (»Es denkt, sollte man sagen, so wie man sagt: es blizt. Zu sagen cogito, ist schon zu viel, so bald man es durch Ich denke übersetzt. Das Ich anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis«.), mit dem sich schon der Anfang des vierten Fragments von »Das Wort und die geistigen Realitäten« auseinandersetzt, wird widerlegt, so fruchtbar es sein mag (Schriften I,S.663):

[...] jenes »Es denkt«, übrigens nichts anderes als eine Selbsttäuschung der Objektivität, gilt in erster Linie vom Genie — freilich auch, in gewissem Sinne wenigstens, vom Wahnsinnigen —, so lange eben, als der Mensch »vom Geiste träumt«; und gilt nicht mehr, wenn er aus diesem Traum zur geistigen Wirklichkeit erwacht, wenn das Ich dem wirklichen Du sich gegenüber weiß.

Das »Genie« ist Karl Kraus, vielleicht sogar der »Wahnsinnige«, mit dem es, mit dem er verwandte Züge hat. Aber dies ist eben: der Traum vom Geist; in der »geistigen Wirklichkeit«, zu der es, zu der er erwachen sollte, ist es anders. Das »wirkliche« Du wird ihm indirekt abgesprochen, obwohl es in dem gleichen Gedicht, das Ferdinand Ebner hätte lesen können, und gelesen hat, heißt (Kraus, Worte in Versen IV, S.63f.):

der Einen aber hier auf dem Bilde,
es lächelt zu meinem Aufruhr so milde,
und dieser aber, o daß ich's nicht dächte,
wenn nicht das Denken Erfüllung mir brächte,
ihr mögest du Leben und Leben und Leben
in vielfach lebendiger Fülle geben
und wirken, daß ihr in unendlichen Lenzen
wie Sonne und Mond die Züge erglänzen,

Das ist kein tönendes Erz und keine klingende Schelle, das ist die Liebe, die Ferdinand Ebner nicht wahrhaben will, obwohl es nun zunächst wieder aufwärts geht (Schriften I,S.663):

Daß Kraus — bei aller Tiefe seiner Beziehung zur Sprache, zur gedankenschwangeren Sinnhaftigkeit des Wortes in ihrer Objektivität, einer Beziehung, in der merkwürdigerweise ein klarer, fast möchte man sagen nüchterner

Intellekt den Glauben ans Wort auf seine Weise sich schuf; bei all seiner außerordentlichen Sprachbewußtheit, in der gleichsam die Sprache erst ganz zu sich selbst kommt und aus der eben die Kraft seines Wortes quillt —

Das ist außerordentlich, besonders die Stelle von der Sprache, die »ganz zu sich selbst kommt«, und doch ist dies alles nur die Voraussetzung für die schwindelerregende Fortsetzung, in der eine negative Folgerung positiv endet, nämlich so:

daß Kraus zuletzt doch in einem »ästhetischen« Verhältnis zum Wort verharrt, kommt um so weniger in Betracht, als sich dies in der satirischen und kulturkritischen Gesamtposition seiner schriftstellerischen Existenz von selbst versteht. Wie es sich von selbst versteht, daß wir ihn so und nicht anders zu nehmen haben, als wie ihn eben die Vorsehung als Werkzeug zu ihren Zwecken in der geistigen Ordnung der Dinge haben will. Und daß er, als eine tiefere Notwendigkeit, aus einer geistigen Ordnung heraus in das Chaos unserer geistlos gewordenen Welt hineingestellt ist — wie eine Flamme, die leuchtend, und mit ihrem Licht die Unwesentlichkeit dieser Menschheit beleuchtend, sich selbst verzehrt; vielleicht auch mehr als man ahnen mag, ein Opfer, das auf dem Altar des Geistes, freilich in einem fast undurchdringlichen und am Ende sogar ihm selbst nicht recht bewußten Inkognito, sich selbst darbringt —, das muß schließlich auch der erkennen und anerkennen, der sich in der Welt des Geistes anders als »ästhetisch« orientiert und von der Eigenart des Kraus oft genug befremdet sich berührt fühlt.

Das bedeutet, daß an diesem Maßstab gemessen die satirische und kulturkritische Gesamtposition seiner schriftstellerischen Existenz entscheidend ist und nicht das »ästhetische Verhältnis zum Wort«, in dem er »verharrt«. Und das Gedicht »An eine Falte« geschrieben hat, an dem selbst Ferdinand Ebners Zweifel hätte schmelzen müssen, der es in eben den »Worten in Versen« IV (S.7) gelesen hat:

Wie Gottes Athem seine Fluren fächelt,
so wird es leicht und licht
in diesem klaren Angesicht.
Es hat die Erde gern
und schwebt ihr fern
und liebt und lächelt.

Und Gottes Finger bildete den Bug
vom Ebenbilde.
Es zieht so milde
hin über alles Leid,
und es verzeiht
der edle Zug.

In dich, o unvergeßlich feine Falte,
betend versanken
meine Gedanken.
Daß diese letzte Spur
seiner Natur
mir Gott erhalte!

Er hat es gelesen, denn er wird gleich von einem anderen Gedicht ebenda sprechen. Vorher aber muß ich zugeben, daß er es sich schwer macht, indem er nun schreibt (Schriften I,S.664):

Kraus wurde dieser Zeit zum Maßstab und Proberstein alles Geistigen — nicht nur für alles Literaten- und Ästhetentura, das an ihm sich vergeifen muß, damit es seine geistige Leere und moralische Hohlheit offenbare; am Ende sogar auch für den religiösen Menschen, der das Recht hat, ihn zu ignorieren, wenn er nämlich die kulturellen Begebenheiten überhaupt ignoriert, der aber doch auch, wenn er ihn nicht ignoriert oder nicht ignorieren kann, an ihm sich nicht vergeifen dürfte, ohne nicht zugleich damit die Echtheit seiner religiösen Gesinnung und Haltung in Frage zu stellen.

Es ist ein großartiges Schauspiel, wie hier die Sätze eines religiösen Denkers sich förmlich winden, um einem verehrten Menschen die Qualität des Religiösen abzusprechen, und doch so ehrlich sind, diese lieber für sich selbst in Frage zu stellen, als diktatorisch Unrecht zu tun, bis zu dem lapidaren Satz, der folgt und etwas wie verschwiegene Opposition gegen Nichtgenannte enthält:

Ob aber Kraus selber, als Mensch und nicht als Autor, religiös sei, entscheide, wer sich dazu ermächtigt glaubt.

Und nun kommt er einmal und nicht wieder, soweit ich sehe, auf ein Gedicht zu sprechen, aus »Worte in Versen« IV, mit einem gänzlich fehlgehenden, um es gleich zu sagen, Aus-

fall gegen Goethe, und zwar von eben dem Mann, der am 24.3.1916 in sein Tagebuch schreibt (Schriften II, S.613), ohne Goethe mit Namen zu nennen: »Allmählich verschließe ich mich doch ohne Haß vor aller Welt«. Die Stelle über das Gedicht lautet (Schriften I, S.664):

Das eine ist wohl gewiß: daß er, wie es zum Beispiel das Gedicht »Ich habe einen Blick gesehn« beweist, in jene Reihe geistiger Persönlichkeiten gehört — in die Goethe nicht gehört —, in denen die »Sehnsucht nach dem guten Menschen« lebendig ist; und vielleicht ist hierin, hinter allem Befremdenden seiner Geistigkeit, das nur, wie am Ende auch deren Position im Idealismus, zu ihrer Oberfläche und Außenseite gehört, der tiefere, eigentliche, der positive Sinn seiner gewaltigen, alle Mittel der Negation mühelos beherrschenden Polemik zu suchen. Jene Reihe kann man, aber muß nicht, mit Matthias Claudius beginnen und sie führt über Jean Paul, über Raimund, der den »Verschwender«, und Nestroy, der den »Kampl« schrieb, zu Dostojewsky.⁷⁾

Die Ironie dabei ist die, daß Karl Kraus selbst den »Kampl« nie erwähnt. Die »Sehnsucht nach dem guten Menschen« ist die Carl Dallagos in seiner Wiedergabe des Taoteking, die sein eigenes Verstehen reproduziert. Das Gedicht, in dem Ferdinand Ebner einmal Lyrik und Polemik bei Karl Kraus als eine Einheit empfindet, beginnt und schließt mit der gleichen Strophe (Worte in Versen IV, S.19):

Ich habe einen Blick gesehn und werde
an meinem letzten Tag ihm nicht entgehn.
Erbebt nicht diese schuldbeladne Erde,
seitdem ich diesen Blick gesehn?

Die zweite Strophe beschreibt ein gleichsam proletarisches Gestrüpp, die Lage ist nicht unähnlich der des »Pflaumenbaums« in dem Gedicht von Brecht.

An einer Lastenstraße, staubgeboren,
im Frühjahr allzu kümmerlich erblüht,
steht ein Gesträuch, in eine Welt verloren,
für die sich Gott vergebens müht.

Wie sich *für* diese Welt »Gott vergebens müht«, das hätte Brecht nicht mehr sagen können. Es folgt in vier Strophen der Eindruck, den auf den Dichter die alte Frau vor dem Strauch macht:

Und vor dem Strauch ist eine Frau gestanden,
und ich stand auch und sah nur ihren Blick.
Wie wurde mir! Wie hielt mit heiligen Banden
allhier ein Wunder mich zurück.

Der Blick, so arm, aus blassem Angesichte,
verlebt, verdorrt vor Marter, Mangel, Mühn —
da ward vor so viel irdischem Verzichte
die ganze Welt auf einmal grün!

Was immer ihr das Leben vorenthalten,
seit sie das Schicksal in das Dunkel wies:
nun ist es da und vor dem Blick der Alten
wird das Gestrüpp zum Paradies.

Kein Gärtner hütet zärtlicher die Reiser
als diese Abendsonne dieses Blicks.
Kein Himmelsstern grüßt gnädiger und weiser
die Fülle abgewandten Glücks.

Dieses Gedicht kommt aus dem Herzen, von welchem Karl Kraus selbst einmal an einer verborgenen Stelle in der »Fackel« (Nr.601-607, 1922, S.82) gesagt hat, es sei »der Sitz des schöpferischen Geistes«, und so tief ist der Eindruck gerade dieses Gedichts auf Ferdinand Ebner, daß es in einem ganz anderen Zusammenhang in ihm auftaucht, in einer Tagebuchaufzeichnung nämlich vom Ostersonntag 1919 (Schriften II, S.887), wo vom »falschen Glauben« an die »Gesundwerdung des Menschen« die Rede ist und von Pascal und seinem »Stachelring«, nicht aber von dem Monument von einem Satz: »Pensée fait la grandeur de l'homme«, und auch nicht von dem gewaltigen Anfang des nächsten Gedankens (Brunsch-

vigg Nr. 347): »L'homme n'est qu'un roseau, le plus faible de la nature, mais c'est un roseau pensant«. Auf deutsch: Der Mensch ist nur ein Schilfrohr, das schwächste der Natur, aber ein denkendes Schilfrohr. Das hat der Stachelgürtel nicht verhindert. Und doch kommt dann bei Ferdinand Ebner etwas ganz anderes (Schriften II, S.887):

Während der letzten Monate hatte ich es über der Arbeit an den Fragmenten fast vergessen, daß ich ja eigentlich im »Café Akademie« bin mit der »Aussicht auf die Lastenstraße«. Und auch dort stieß ich einmal auf eine »Madonna«. Das ist doch merkwürdig, wie selbst in den banalsten, zufälligsten Momenten unseres äußeren Lebens ein Sinn und Symbol unsrer Existenz überhaupt steckt.

Die Anführungsstriche deuten, höchst ungenau, darauf hin, daß zitiert wird und zwar aus der zweiten Strophe des Gedichts: die »Lastenstraße«, wo das Café Akademie liegt, gibt es wirklich in Wien, und an sie knüpft sich, entwickelt aus der alten Frau vor dem Gestrüpp, die Erinnerung an eine »Madonna«. Die Stelle wirkt wie das *menschliche* Aufatmen eines, der durch die unselige Rede von den »geistigen Realitäten« religiös gebannt ist und darum dazu verdammt, zu tadeln, wo er loben möchte. In den »Aphorismen 1931«, die Hildegard Jone 1935 mit dem Untertitel »Wort und Liebe« herausgegeben hat, steht dies (Schriften I, S.932):

Das große Frauenrecht zu lieben — um das braucht nicht erst politisch gekämpft zu werden. Wie wird es von jenen mißverstanden, die die Etymologie des Wortes Weib — aus der Wurzel *vip*, die auf Priester bezogen, begeistert, innerlich erregt sein bedeutet — prinzipiell in Vergessenheit bringen helfen. Im Wörterbuch heißt es dann auch noch: Die Germanen haben demnach die Bezeichnung Weib geschaffen, weil sie im Weibe *sanctum aliquid et providum* verehrten. Dorthin, über den Antifeminismus der Schopenhauer, Weininger und Strindberg, über die Dirnenvergötzung des Karl Kraus hinweg, müssen wir wieder kommen.

Es ist unmöglich, daß in Ebners Notizen und Tagebüchern, welche die Gesamtausgabe nur in einer Auswahl enthält, nichts anderes über das Thema Karl Kraus und das Weib steht als diese durch das Wort »Dirnenvergötzung« grundsätzlich getrübe Aufzeichnung. Er muß den Aufsatz »August Strindberg« *gekant* haben, der im Juni 1912 als Nachruf in der »Fackel« (Nr.351-353, S.1-3) erschienen ist und später in »Untergang der Welt durch schwarze Magie« aufgenommen wurde. Dies sind zwei Seiten, die weder Ferdinand Ebners unwürdig sind noch jener taciteischen Worte *sanctum et providum*, das die Germanen im Weibe verehrt haben.

Tadel statt Lobes zeigen neue Windungen des Denkens bei Ebner, denn es heißt nun, das Wort eines Schriftstellers wie Karl Kraus müsse zwar ethisch gedeckt sein und sei es, aber es müsse auch ästhetisch gedeckt sein, sonst sei es ihm unmöglich, »etwas Wesentliches zu sagen«. Das ist nicht unbedingt schlüssig, denn die ethische Deckung könnte zu einer Mitteilung zwingen, die die ästhetische Deckung mit Recht ignoriert. Die ästhetische Deckung steht auch in latenter Widerspruch zu manchem vorher formulierten, aber sie ist notwendig, um das Negative noch einmal positiv aufleuchten zu lassen, ehe dieses Positive in seiner endgültigen Unterlegenheit sichtbar wird, nämlich so (Schriften I, S.665):

Die publizistische Tätigkeit und Wirksamkeit des Kraus bedeutet, gleichsam nach außen hin, nicht mehr und nicht weniger als die letzte existentielle Position des Idealismus, dieses grandiosen, in seinen griechischen Jugendentagen so schönen Traums der abendländischen Menschheit vom Geist. Der Idealismus aber liegt nun im Todeskrampf und macht, fürchterlich entstellt und verzerrt, seine letzten Zuckungen. In der Autorexistenz des Kraus, die aus tieferen Gründen unfähig und unwillig ist, zu repräsentieren; den rausigen Wirklichkeiten eines geistlos gewordenen Lebens unheimlich nahegerückt, aber so eben ihren beispiellos mutigen Kampf gegen diese sich ermöglichend und deren ungeheure Distanz zum Geiste zur Wahrnehmung bringend — in ihr erfährt die Problematizität unsrer Zeit ihre schärfste Zuspitzung. Kraus versteht es wie kein anderer, eine zugrundegehende Menschheit bei ihrem Wort zu nehmen — er hat sie zitiert und hierin muß sie sich gerichtet sehen; nicht durch Kraus, sondern durch ihr Wort, das dieser in seinem wahren Sinn nur hörbar macht — und so, so allein, den Verfall des europäischen Lebens der letzten Jahrzehnte bis zu seiner Wurzel hinab, jedoch nicht diese selbst, bloßzulegen.

Der in Gedankenstrichen stehende Satz ist ein merkwürdiges Beispiel dafür, daß Worte mit dem begründeten Anspruch auf Wahrheit ausgesprochen werden können und daß sie doch nicht wahr sind, indem die Welt sich durch ihr Wort, wie es von Karl Kraus zitiert

wird, nicht »gerichtet« zu sehen braucht, weil selbst die größte satirische Gleichnisrede, wie es die der »Letzten Tage der Menschheit« wirklich ist, keine Kraft des Richtens hat. Daß sie »den Verfall des europäischen Lebens der letzten Jahrzehnte bis zu seiner Wurzel hinab« bloßlegt, ist richtig. Daß sie die Wurzel selbst *nicht* bloßlege, nämlich »das Wort« im Anfang und das Christentum, könnte eher nicht richtig sein, denn es gehört nicht hierher, und der folgende Satz bestätigt eben dies:

Er sah den Krieg, wie und was er wirklich war — und das ist vielleicht, wie es so auch von anderen schon empfunden wurde, eine noch größere Tat als die restlose Entlarvung des Journalismus.

Aber in dieser Formulierung wird verhüllt, daß für Karl Kraus der Journalismus als die niedrigste Ausdrucksform von Sprache mit der höchsten untrennbar zusammenhängt und darum der Krieg, »wie und was er wirklich war«, nicht »eine noch größere Tat als die restlose Entlarvung des Journalismus« sein kann, denn er gehört selbst in diesen Zusammenhang, wie eben die »Letzten Tage der Menschheit« es zeigen.

Ferdinand Ebner zieht nun den Schluß von dem Repräsentanten seiner Epoche, der Goethe noch sein konnte, auf die heutige Epoche, welche nicht aufhöre, die »vor keiner Goethe-Ähnlichkeit bangenden Geburtstagskinder und Jubelgreise zu Repräsentanten ihres Geistes, der keiner ist, und ihrer Kultur, die sie nicht hat, zu machen«. Es handelt sich um Hauptmann, Hofmannsthal, Rilke und Hermann Bahr, wie sie, Hauptmann ausgenommen, in das große satirische Gedicht »Goetheaffen« eingegangen sind, das in »Worte in Versen« VII (1923, S.21) steht. Daraus zieht er die Konsequenz (Schriften I, S.666):

Sie schrecken vor der Phrase nicht zurück, in die ihr Leben und ihr Werk hineingezogen und verschlungen wurde.

Das ist ebenso richtig wie undialektisch gedacht. Karl Kraus hat Hauptmann immer die Treue gehalten, selbst als er ihn 1933 aufgeben mußte (»Die Fackel« Nr.890-905, 1934, S.69f.), und hat trotz Hauptmanns Versagen im ersten Weltkrieg 1927 in der »Fackel« (Nr.751-756, 1927, S.100f.) von einer Kategorie »Meistergedichte« der »Neuen Freien Presse« geschrieben, in der Hauptmann vertreten war: »Freilich mit einem Gedicht, das diese Bezeichnung verdienen würde, wäre sie ihm nicht von der Neuen Freien Presse verliehen, und das so rein ist, als wäre es wenigstens dreißig Jahre vor dem Gulaschfest bei Reinhardt, vor der photographischen Aufnahme mit Herrn Salten und dem Souper bei Castiglioni entstanden«. Und dann als Nachklang dies: »Wie schön, daß dieser versagenden Naturkraft doch noch solch ein Strahl entspringt; wie schmerzlich, diesen Anblick dem journalistischen Weihnachtströdelmarkt zu verdanken«. Gemeint ist das Gedicht auf die tote Mutter, das dem epischen Gedicht in Terzinen »Der große Traum« voransteht. Für Ferdinand Ebner hat Gerhart Hauptmann manches bedeutet, so der Michael Kramer, vor allem der Christus-Roman »Emanuel Quint«, der noch für Theodor Haecker etwas bedeutet hat. Er hat es vergessen. Und kommt von hier aus zu der Konklusion (Schriften I, S.666):

Und angesichts solcher Tatsachen neben allem übrigen, was in der Welt der Presse, das heißt also in der europäischen Welt sich zuträgt, sollte Karl Kraus nicht eine geistige Notwendigkeit sein?

Wieder kommt die »Icheinsamkeit« zur Sprache, positiv und negativ zugleich:

In ihr ist etwas wirksam, das sich gegen die Expropriation des Gedankens im Wort in jeder Hinsicht verwahrt; woher es wohl kommen mag, daß einer, der für die Geheimnisse des Geistes und der Sprache Auge und Ohr offen hat, zögern wird, Kraus zu zitieren, wie man unbedenklich einen anderen Schriftsteller zitiert.

Der unausgesprochene Grund für dieses Zögern dürfte der Maßstab des christlichen Denkers sein, daß die Sprache selbst des größten Künstlers, weil sie die Icheinsamkeit nicht aufhebt, vor dem Wort im Anfang, dem des Johannes-Evangeliums, Halt macht. Richtig daran ist eher, daß man einen Autor schwer zitieren kann, der im eigentlichen Sinne des Wortes kaum »Werke« schreibt, sondern Werke zitiert, und zwar schlechte, denn so betrachtet ist die Presse ein einziges ungeheuerliches Werk. Nun folgt der Satz:

Kraus, ähnlich wie Kierkegaard einer der »öffentlichsten« Menschen seiner Zeit, ist, bei all seinem Mut und Drang, im grellsten Licht der Öffentlichkeit sich zu exponieren, einer der icheinsamsten Menschen — was selbstverständlich nur vom Autor gesagt sein kann.

Die Einschränkung der Icheinsamkeit auf den »Autor« ist rätselhaft. Sie läßt die Möglichkeit offen, daß der Mensch, welchen Ferdinand Ebner nicht kannte, *nicht* icheinsam sein könnte, und wenn wir heute aus den Briefen an Sidonie Nadherny wissen, daß er im Durchbruch zum Du nicht icheinsam war, so konnte eben dies Ferdinand Ebner nicht wissen, wenn auch erschließen. In Klammern ist ein, wie ich meiner, falscher Satz hinzugefügt, der zeigt, daß die Wendung vom Positiven zum Negativen in vollem Gange ist:

(Daß er mehrere Aphorismenbücher herausgegeben hat, ist nicht bloßer Zufall; denn im Aphorismus prägt sich die Icheinsamkeit des an kein »Du« sich wendenden Gedankens am entschiedensten und deutlichsten aus.)

Es ist denkbar, daß man gegen die drei Aphorismenbücher »Sprüche und Widersprüche«, »Pro domo et mundo« und »Nachts« Einwände vorbringt, und Karl Kraus selbst schreibt in dem Vorwort zu dem 4.-6. Tausend von »Sprüche und Widersprüche« ebenso durchdacht wie wahrheitsmutig:

Dem Recht auf die vielberufenen Widersprüche, müßte ein Buch, das sich als solches zu ihnen bekennt, in keinem Spruche entsagen. Gleichwohl konnte mancher, der auch ehemals einer abstrusen Stimmung, einem längst nicht mehr vorstellbaren Anreiz entsprungen war und sichtlich nur dem Widerstreben gegen die Gefolgschaft einer Sache diese selbst geopfert hat, nicht bestehen bleiben, und so lebendig wie das Erlebnis des Augenblicks ist die Empfindung, die sich unter so wesentlich geänderten Zeitverhältnissen, nach dem größeren Erlebnis einer aufgewühlten Menschheit, gegen ein Festhalten wehrt.

Ferdinand Ebner erhebt keinen kritischen Einwand gegen das in den Aphorismen Mitgeteilte. Es ist darum schwer zu verstehen, warum diese weltoffene Gedankenwelt, sei sie auch »negativ«, sich an kein »Du« wende, und warum hier die Icheinsamkeit sich »am entschiedensten und deutlichsten« auspräge. Und nun spricht er sogar von »Verschlossenheit«, die anders sei als die Kierkegaards, da sie kein »Tagebuch« brauche, und macht dem so beschaffenen »Wort« eine förmlich im Satz zurückgenommene Avance, wenn er schreibt (Schriften I, S. 667):

Das Wort in der Icheinsamkeit des Geistes, im Widerspruch also zu seinem eigentlichen Sinn und Wesen — aber auch so kann es, in seinem »objektiven« Gehalt, geistig wertvoll sein — stellt zwar nicht das wirkliche Verhältnis zum Du her, ist aber trotzdem, in gewissem Sinne wenigstens, für den anderen, ideell, berechnet (nur bei Kraus natürlich nicht).

Die Worte in Klammern scheinen absolut unverständlich zu sein oder sind nur so verständlich, daß die Icheinsamkeit in dem Maße, in dem sie die Größe *dieses* Schriftstellers zeigt, auf seine Grenze deutet, hinter der das Wort im Anfang steht, unerreichbar. Und noch einmal, anders gewendet, der gleiche Gedanke:

Beim icheinsamsten Wort eines Tagebuches sogar kann dies zutreffen und gilt vor allem auch vom Wortkultus des Dichters, der zwar die »persönliche Vernunft«, sozusagen, ignoriert, dafür aber im Menschen einen unpersonlichen, sachlichen, in diesem Falle dichterischen Sinn für das Wort in Anspruch nimmt. Obgleich vielleicht keiner bei aller Hingabe und ästhetischen Empfänglichkeit und Feinsinnigkeit restlos auf das Wort des Dichters einzugehen vermag, wie es vom Eigensinn poetisch erfüllter Icheinsamkeit geprägt wird.

Wenn hier als der »Dichter« der Schriftsteller als ganzer verstanden wäre, so wäre es eine tiefe Erkenntnis; dagegen wäre, daß dieser Dichter kein »Du« habe, eine geringere.

Es folgt noch ein wichtiger Schlußabsatz, in dem Ferdinand Ebner seine Zweifel zusammenfaßt:

Es läßt sich die Geistigkeit — und eben auch Menschlichkeit — des Kraus ohne das »Wissen um das Subjekt«, wie es zum Beispiel ohne Zweifel in Jean Paul war, mehr und tiefer in Kierkegaard, nicht recht denken. Sie ist, in ihrer Manifestation im Schriftwort, die, weil eben eine indirekte und reflektierte, im Wort sich ästhetisch verbirgt und nur als ethische Haltung sich kundgibt, aus diesem Wissen überhaupt erst zu erklären. (Die Frage aber, ob dieses Wissen ein geistig restlos realisiertes sei, haben wir nicht aufzuwerfen.) Unreflektiert manifestieren könnte sich eine Geistigkeit und Menschlichkeit, in der das Wissen um das Subjekt nicht nur *potentialiter* wie im Menschen überhaupt, sondern *actualiter* ist, in keinem Falle, und direkt nur in jenem einzigen, in dem sie, auf jeden Euphemismus und jede ästhetische Deckung durch das Wort entschlossen verzichtend, dieses in seiner realen

Geistigkeit ergreift, von ihm in seiner realen Geistigkeit jenseits alles Ästhetischen, ergriffen ist — doch das rührt an eine Sache, die nicht hierher gehört.

Gemeint ist unzweideutig: Jesus.

Die Frage ist für Ferdinand Ebner nicht die, wie er aus seiner Entdeckung von dem Wort und den geistigen Realitäten eine »Wissenschaft« machen könnte, sondern wie er zwischen den beiden Stühlen vom Wort als dem Traum vom Geist und vom Wort als dem im Anfang zu stehen komme, oder zu sitzen, will sagen zu einer Form von Existenz, auf die er sich verlassen kann. Er nimmt sie persönlich und kommt sein Leben lang zu keiner Entscheidung. Auf diesem Heils- und Unheilsweg, denn es geht geistig wie moralisch wie religiös auf und ab, ist er irgendwann einmal Karl Kraus begegnet, der ihm zum Stachel wurde: die Frage, ob er mehr als ein »Genie« sei, läßt ihn nicht los, denn wäre er mehr, dann wäre er ein Christ, und das wäre für ihn selbst eine ungeheure Bestätigung dafür, daß es nicht bei dem Traum vom Geiste zu bleiben brauche, daß man kraft der Sprache zu den geistigen Realitäten durchbrechen könne. Nun gibt es viel »Christliches« bei Karl Kraus, von seiner Taufe abgesehen wie von seinem Austritt aus der katholischen Kirche, von seinen brisanten Äußerungen über Juden und Judentum ganz zu schweigen und nicht zu schweigen von jener Äußerung für das eigene Judentum, die im Jahre 1934 in der »Fackel« (Nr. 890-905, S. 38) steht und immer wieder zitiert werden sollte:

Dagegen fühlt er sich zu dem Bekenntnis gedrängt, daß er, wiewohl er das Werk dieser Kritik, die sogenannten »eigenen Schriften«, bei weitem nicht so hoch stellt wie die noch aktiven Verehrer, doch in der freien Verfügung geistigen Hohns, in der Ehrerbietung für das geschändete Leben und die besudelte Sprache die Naturkraft eines umkompromittierbaren Judentums dankbar erkennt und über alles liebt: als etwas, das von Rasse und Kasse, von Klasse, Gasse und Masse, kurz jeglichem Hasse zwischen Troglodyten und Schiebern unbehelligt in sich ruht.

Böse Zungen könnten sagen, und haben gesagt, diese Äußerung sei ihm durch die Ereignisse abgezwungen, ja aufgezwungen worden, was ja immerhin besser wäre als das Gegenteil, für das es auch traurige Beispiele gibt. Dies aber ist der Ort, auf etwas Wichtiges hinzuweisen: *es war immer so*. Was? Karl Kraus hatte ein »offenes System«. Diese glückliche Formulierung ist in dem verdienstvollen Buch »Karl Kraus und sein Werk« von Leopold Liegler (Wien 1920, S. 69f.) enthalten, in einem Buch, das dem noch Lebenden und voll Wirkenden viel zu nahe stand, als daß es nicht hätte »einseitig« sein müssen. Es fehlt die Distanz. Hier ist sie kraft einer seinem Gegenstand ebenbürtigen Leidenschaft des Geistes vorhanden und bietet den Schlüssel, um das Rätsel dieser *schreibenden* Existenz aufzuschließen. Liegler ist es aufgefallen, daß dieser Schriftsteller in Widersprüchen denkt und vielleicht sogar lebt, die zu überwinden er keine Anstrengungen macht, daß es große Schwankungen des Urteils gibt, daß er *vergessen* kann, was er eines Tages gesagt hat, und dann das Gegenteil mit dem gleichen Furor vertreten. Er stellt die Frage, woher das komme, und findet die Antwort in diesem »offenen System«, das er nennt: »die Lebensanschauung absoluter Selbstregulierung im Gegensatz zum geschlossenen, statischen System des ungenialen Menschen, der den fehlenden Lebensinstinkt durch heteronome ethische Vorschriften zu ersetzen gezwungen ist«. Dazu gehört die wie mir scheint alles erklärende Begründung (ebenda):

Es gehört zum Wesen dieses offenen Systems, daß ihm die Rangordnung der empirischen Dinge keine absolute sein kann, daß sie immer nach Valenzverhältnissen neu geordnet werden, die ihnen in der vielfach wechselnden Perspektive geistiger Interessen zukommen. Sie bilden kein konstantes System, sondern halten sich gegenseitig, auf jede Änderung reagierend und sich jedesmal verschieden einstellend, in labilstem Gleichgewicht. Dieses System ist unkodifiziert, aber Karl Kraus lebt es; er vermag jede Einzelheit augenblicklich zu finden, aber er kann das Ganze auf keine eindeutige Formel bringen, denn es ist vieldeutig und jede Frage, ja sogar jeder Frager bekäme eine besondere Antwort. Hier wirkt das Gesetz der Polarität und macht die Polemik zur freiesten Dialektik, deren Perspektive nicht ein für alle Mal eingestellt bleibt, sondern sich jedesmal nach ihrem Objekt richtet. Daraus allerdings kann nie ein übersichtliches, zweidimensionales Meinungssystem werden, denn alle Widersprüche heben sich erst in einer dritten Dimension vollständig auf. Das ist der schroffste Gegensatz zu allem flachen Rationalismus[...]

Aber auch zu allem echten! An diesem Punkte kommt Lieglers Erkenntnis an ihre eigene Grenze. Aber er zieht noch eine *richtige* Folgerung, indem er schreibt (ebenda, S.70):

Aus einem solchen Gesichtswinkel ist der Pessimismus für Karl Kraus ein ungangbarer Weg, ist der Zweifel am inkommensurablen Wert des Lebens, selbst angesichts der schwersten Wertverletzungen, vielleicht eben deshalb, ausgeschlossen. Daher auch seine ungebrochene Sicherheit. Es ist eine Kraft in ihm, die sich nie an den Weltansichten und Schulmeinungen der Philosophen zu orientieren braucht: das Sein um seiner selbst willen. Er setzt seine Existenz und sein Schaffen mit derselben Notwendigkeit, mit der er Atem holt. Er ist weiter an keine Voraussetzung gebunden, er wirkt, um sich zu erfüllen, um das zu sein, was in ihm als geistiges Kraftzentrum angelegt ist.

Das wird breit ausgeführt. Es mündet in dem Zentrum—: der Sprache und der »Sprachmystik«, einem Wort, das verborgen vorhanden in Gustav Landauers Schrift »Skepsis und Mystik« (1902) wohl eines Tages plötzlich da war. Hier nun scheint mir die Grenze dieser höchst fruchtbaren Auffassung zu sein: die Philosophie läßt sich nicht überspringen. Ich selbst habe 1956 in meinem Buch über Karl Kraus⁸⁾ geschrieben (S.175f.), wo ich von der sprachlichen Anknüpfung an Ferdinand Kürnberger und Daniel Spitzer spreche, »es würde nur bedingt auf den entscheidenden Punkt führen, wo die Sprache — und das Wort — in einem Menschen sein Ein und Alles wird, kaum anders als für die griechischen Naturphilosophen das Feuer oder das Wasser«. Und ich spreche dann von einem »Mangel«:

Eine so zentrale Kraft muß zunächst um so merkwürdiger berühren, als dieser mit einem Übermaß von Geist und Logik ausgestattete Kopf doch einen einzigen Mangel hatte: er war in einem erstaunlichen Grade, wenn nicht unfähig der systematischen Erkenntnis überhaupt, so doch uninteressiert an theoretischer Erkenntnis im eigentlichen Sinne; es scheint für ihn nur die praktische Vernunft gegeben zu haben.

Mit dieser »Einschränkung« berufe ich mich auf Walter Benjamin, der in seinem Kraus-Aufsatz⁹⁾ sagte, »daß sie seinem Wollen einzig den theoretischen, seinem Wissen einzig den praktischen Ausdruck erlaubt«. Dann fahre ich fort:

Diese Beschränkung ist aber in Wahrheit eine Lücke, und durch diese Lücke muß die Sprache von einem bestimmten Tage ab mit der Kraft eines Elementaraereignisses eingedrungen sein. Weder Kant noch Hegel waren für Karl Kraus bestimmend. Dagegen gibt es, wenn man von einem gewissen Einfluß Nietzsches absieht, einen einzigen Philosophen, der nachweisbar eine starke Wirkung auf ihn geübt hat: das ist Schopenhauer. Bei ihm fand er einen durchgebildeten Prosastil, die Kunst als positiven Mittelpunkt eines Systems, dessen asketische Weltüberwindung ihn wenig angehen mochte, die Schroffheit eines bis zum Haß und bis zur Härte gesteigerten Charakters und die Polemik gegen sprachlichen Unwert. Bei ihm fand er starke Impulse und doch nicht mehr als Impulse. Die Idee der Sprache hat er als Originalleistung entwickelt, und er hätte sie vielleicht nicht entwickelt, wenn er sprachphilosophischen Fragestellungen offen gewesen wäre.

Dieser höchst schwierige Sachverhalt scheint mir ein Grund zu sein für die vielfachen Mißdeutungen, die dieses enorme Sprache- und Geisteswerk in Einzelfragen erfahren hat, mich selbst im Prinzip nicht ausgeschlossen. Was unmittelbar wirkt, ist nur mittelbar zu verstehen, man kann es nicht zitieren, worauf Ferdinand Ebner selbst schon einmal aufmerksam wurde, man kann es nur durch Übersetzung aus der »Sprache« in die Begriffe der Vernunft verständlich machen. Ob diese Übersetzung überhaupt möglich ist, das eben ist die Frage, die der Autor an den Leser stellt. In der ernsthaften Antwort auf diese Frage ist das Recht auf Zustimmung und auf Kritik begründet.

Um nun auf Ferdinand Ebner und seine christliche Weltausdeutung zurückzukommen, dies ist die verborgene Distanz, die er in Zustimmung oder Abstoßung fühlt, wenn er über Karl Kraus reflektiert. Nichts erregt ihn so, denn wiederholt kommt er darauf zurück, als jene Sätze in der »Fackel« 1915 (Nr. 406-412, S.97) und später in »Nachts« (S.103)¹⁰⁾:

Was kann durch einen Weltkrieg entschieden werden? Nichts mehr, als daß das Christentum zu schwach war, ihn zu verhindern.

Sollte es wahr sein, ist der dies schrieb ein Christ? Oder ist er ein Jude? Berthold Viertel hat in seiner Schrift »Karl Kraus«. Ein Charakter und die Zeit« (1921)¹¹⁾ geschrieben: »Er ist ein Erzjude«. Wenn dies nicht mehr als ein selbst richtiges Gefühl sein soll, und Viertel stützt sich auf Buber, der höchstens eine repräsentative Haltung zu dem ihm ungemäßen

Satiriker hatte, so müßte man bei Karl Kraus selbst suchen. Man wird auch bei ihm nichts Eindeutiges finden, das der Mehrdeutigkeit seiner Äußerungen die Waage hielte, wenn es nicht den Glücksfall gäbe einer mündlichen Äußerung, die Robert Scheu aufbewahrt hat. Sie steht in seinem Aufsatz über Adolf Loos in der »Fackel« (Nr.283-284,1909,S.37), und da heißt es, daß über Adolf Loos

Karl Kraus, dem freudig Verneinenden, in einem Gespräch das Wort über die Lippen sprang, er sei einer, »der diese Welt bekämpfe, um sie zu dieser Welt zu machen«.

Das ist außerordentlich! Man sieht und hört, wie dieses Wort »von den Lippen sprang«, es ist einmalig und dazu so einmalig, daß der, dem es einfiel, es sofrt vergessen hat, daß es keine Folge hatte, und selbst Robert Scheu hat es vergessen, denn in seinem schönen Beitrag zu der Festschrift für Adolf Loos zum 60. Geburtstag (Wien 1930) kommt er hierauf nicht zurück. Dabei galt es, obwohl auch für Adolf Loos, den Christen, in einem weit umfassenderen Maße für Karl Kraus, den Juden, denn jüdisch ist diese Identität von »dieser« und »dieser« Welt so gewiß, daß ich mich nicht wundern würde, wenn sie an irgend einer Stelle der jüdischen Überlieferung wieder auftauchen sollte¹²). Hierzu gehört unmittelbar die letzte Strophe des Gedichts »Vor dem Schlaf«, das »Worte in Versen« VIII (1925) abschließt und das im Juli 1925 in der »Fackel« (Nr.691-696,S.42) steht, in der Zeit des mitleidlosen Kampfes gegen einen Erpresserjournalisten. Eine reinere Art, den Namen Gottes im Gedicht auszusprechen, ist mir in der Zeit zwischen 1900 und 1933 nicht bekannt, und Ferdinand Ebner hat es gewußt und doch Scheu gehabt, es zu sagen, und der gesamte Brennerkreis um Ludwig Ficker hat es gewußt und verdrängt. Es hängt mit der katholischen Wendung des »Brenner« zusammen, die in Gerald Stiegs Darstellung so plastisch hervortritt. Selbst Carl Dallago, welcher ja ein Opfer dieser Entwicklung wurde, hat hier nicht das Richtige gesehen, weil er in seiner Hinwendung zu Laotse wiederum nur die christliche Überwindung der Welt fand und bejahte, statt sie negativ einzuordnen wie ein später allerdings protestantischer Nachzügler: Wilhelm Küttemeyer. In der achtzehnten, der letzten Folge des »Brenner« stand 1954 sein Aufsatz »Pathologie der Wahrheit«, welcher durch den christlichen Akzent auf dem »Materiellen«, auf dem »Leib« den Zusammenhang des Heftes sprengte.¹³ Er allein hätte das subjektive Recht gehabt, jenes »diese Welt zu dieser Welt machen« für das Christentum mitgelten zu lassen. Darum ist so besonders bezeichnend die Tagebuchaufzeichnung von Ferdinand Ebner vom 13.3.1916 (Schriften II,S.610), in der er fragt:

Was ist am Ende »Geist« und »Geistigkeit« bei Karl Kraus: eine ganz und gar unmetaphysische Potenz im Menschen (deshalb wohl auch ist es ihm unmöglich, in ein wirklich verstehendes Verhältnis zum Christentum zu treten, deshalb wohl auch sein dieses totale Mißverständnis des Christentums so tief beleuchtender Vorwurf, daß das Christentum den Weltkrieg nicht habe verhindern können).

Jene »ganz und gar unmetaphysische Potenz im Menschen« bei Karl Kraus ist jüdisch und als solche weder negativ noch positiv, sondern weltgläubig und gottgläubig zugleich. Am 21.10.1918 steht in einer langen »Notiz« (Schriften II,S.423ff.) die Frage nach dem »letzten Wort« über Karl Kraus. Daß die Zeit dafür noch nicht gekommen sei, führt er auf die Schwierigkeit zurück, den »Krampf des Idealismus« bei den Juden zu durchschauen, und nennt diesen Krampf »eine sehr charakteristische Erscheinung, die vielleicht nicht nur geistige, sondern auch biologische Ursachen« habe. So bei Otto Weininger, bei Gustav Mahler und eben bei Karl Kraus. Und nun kommt der Satz: »Doch ist gerade der Geistigkeit des jüdischen Wesens aller Idealismus ursprünglich fremd«. So Karl Kraus, von welchem man höchstens und zwar mit einem gewissen Recht sagen könnte, daß er seiner der Herkunft nach jüdischen Anlage bewußt entgegengearbeitet hat, daß er sie nicht entfaltet, daß er sie *nicht verstanden* hat, geschweige denn Ferdinand Ebner. Verstanden hat Karl Kraus weniger von ihr als ganz und gar in ihr einen ungebrochenen und unbrechbaren Gottesglauben, als hätte er etwas gewußt von jenem chassidischen Rabbi Schlomo Löb von Lentschno (gestorben 1843, im gleichen Jahr wie Hölderlin), der nach Buber im Zurückgehen auf eine Psalmstelle 51,28-29 gesagt hat, das zerbrochene Herz müsse ganz sein.

Die Unsicherheit Ferdinand Ebners in seiner Stellung zu Karl Kraus spiegeln seine Briefe wieder, besonders die an seine Freundin Luise Karpischek, aber auch seine christliche Unsicherheit, sogar als gelegentliche Trübung seiner Sprache. So schreibt er am 11.4.1918 (Schriften III, S.194):

Glaube nur nicht, daß es dem Bahr etwas nützen würde, gewisse Phrasen zu streichen. Dazu ist er zu sehr Schwindler durch und durch. Das Gescheiteste wäre eben, wenn er sich selber mit Haut und Haar streichen würde aus der Literatur und dem gesamten geistigen Leben der Gegenwart. Hoffentlich also wird der Hauer nicht mit ihm die Farbenlehre von Goethe lesen...

Das ist das Gedicht »Goetheaffen« noch einmal, mit dem gegen Bahr gerichteten »und wirft sich einfach auf die Farbenlehre«, aber was dem großen Satiriker ohne weiteres erlaubt ist, ist einem Denker wie Ferdinand Ebner nicht erlaubt: er muß sein Urteil begründen. Im »Brenner« (VII,2) erschien 1922 sein Aufsatz »Ärgernis der Repräsentation«, welcher gegen die Verweltlichung der katholischen Kirche gerichtet ist und zu dem sich im Abdruck in den Schriften (Schriften I, S.506ff.) eine Fußnote Franz Seyrs findet, nach der Ferdinand Ebner den Wiederabdruck dieses Aufsatzes testamentarisch verboten hat. Das läßt aufhorchen, obwohl die Gründe dieses Verbots im Dunkeln bleiben. Es gibt auch da einen Ausfall gegen Bahr, wo (S.513) die Rede ist von »Seitenblicken auf Goethe, die Markarie der Wanderjahre und das Barock (das überhaupt von nun an *Bahr*rock heißen sollte)[...]«. Die Farbenlehre wird nicht erwähnt, aber die zitierten Worte gehören zu dem Inhalt des 1916 erschienenen Buches »Expressionismus« von Hermann Bahr, und Karl Kraus hat Recht, und sogar Ebner hat Recht gegen Bahr, und doch stehen in dessen Buch als eine Bestätigung der unauflösbaren Paradoxie eines Zeitalters neben widerlichem Geschwätz auch einige wichtige Seiten über das neue Sehen, die sich auch auf die Farbenlehre berufen: es ist des Lobes wert, aus ihr den Satz zitiert zu haben (S.146), daß man »die Wissenschaft notwendig als Kunst denken« müsse, »wenn wir von ihr irgendeine Art von Ganzheit erwarten«. Wer weiß, ob er nicht gerade Karl Kraus begeistert hätte, wenn er auf ihn ohne diesen Vermittler gestoßen wäre!

Einige Tage später, am 17.4.1918, heißt es bei Ebner (Schriften III, S.198f.):

Seit ein paar Tagen lese ich ganz gerne, um doch irgend etwas zu tun, im Karl Kraus — mit einer Unbefangenheit der Auffassung und des Urteils, die mir früher gar nicht möglich war. Die Schriften des Kraus sollten nur geistig gereifte Menschen lesen.

Die Betonung liegt auf der Gereiftheit des Urteils, die er hörbar sich selbst zuschreibt, wahrscheinlich als unausgesprochenes Bewußtsein der Überlegenheit. Diese Überlegenheit wirkt sich in dem Brief vom 29.4.1918 aus, obwohl Ebner so beginnt (ebenda, S.202):

Beinahe, daß ich den Karl Kraus gesehen hätte. Der saß nämlich auch die ganze Zeit dort, natürlich abseits in seinem unnahbaren Winkel.

Das gibt ein Bild! Ferdinand Ebner sitzt in dem gleichen Café wie Karl Kraus, dieser führt die gleiche Caféhaus-Existenz, er liest nur die Zeitung, aber er ist »unnahbar«: er arbeitet. Und es gibt noch andere Gäste in diesem Café. Da sitzt sein Freund, der Musiker Josef Matthias Hauer, der Karl Kraus fanatisch verehrt, und verhandelt—: mit Hermann Bahr. Daran knüpft sich dieser melancholische Kommentar (S.203):

[...] Du kannst Dir ja beiläufig denken, wie's da zugeht. Trotz allem Geist und aller Philosophie—Geschwätz ist's ja doch und also Mißbrauch des Wortes. Ich lebe faktisch längst schon in einer andren geistigen Welt...

Das ist natürlich wahr, gleichzeitig lebt er aber auch in dieser Welt, und trotz aller Tiefe seiner Erkenntnis beschwert ihn diese Gleichzeitigkeit nicht, und er kommt nicht auf den Gedanken, daß sie ihm sogar *helfen* könnte, nämlich um zu erkennen, daß seine tiefere Erkenntnis *weltlos* ist und als solche selbstgefährdend. In dem Brief vom 11.6.1918 sieht es wiederum anders aus. Er bittet seine Freundin, ihm ein Insel-Buch mit der »Kenntnis des

Ostens« von Claudel zu besorgen, denn er hat in der »Fackel« (Nr.317/318,1911,S.26) den Aufsatz über Claudel von E.V. Sanders gelesen, in dem die Stelle tieferen Eindruck auf ihn gemacht hat:

Das Wort empfindet und versteht Claudel im innersten Bewußtsein als ein Wesen, nicht nur als Zeichen, wodurch der Mensch, unabhängig von konkreter Form, sich die Kenntnis verschaffen kann, die einem Gegenstande oder Bestande entspricht. Im Worte liegt für ihn die innere Spannung des Dinges, dessen Bleibendes, Ewiges es bezeugt.

Diese Auffassung vor allem dürfte es gewesen sein, die Karl Kraus veranlaßt hat, den Aufsatz abzudrucken, und nicht Claudels thomistischer Katholizismus, welcher vielleicht selbst für Ferdinand Ebner schwer annehmbar war, ganz abgesehen von der schrankenlosen Bejahung der Poesie auf einer solchen thomistischen Grundlage. Merkwürdig dabei ist es, daß die »Kenntnis des Ostens« in dem Aufsatz selbst gar nicht vorkommt, wohl aber in einer Fußnote mit dem Schriftenverzeichnis, so daß der Eindruck entsteht, Ebner habe sie für ein wissenschaftliches Werk gehalten statt eines dichterischen. Er schreibt dann weiter in dem Brief (Schriften III,S.208):

Als ich dann in der Konferenz ein Referat über den Sprachunterricht hielt und bei der Gelegenheit so *en passant* diese und jene Bemerkung über das Wesen der Sprache und des Worts machte — mehr, weil sie mir im Augenblick durch den Kopf schoß als in der Meinung und Absicht, von meinen Hörern auch recht verstanden zu werden — da spürte ich auf einmal, wie jener Gedanke, daß das Wort ein Wesen und nicht nur ein Zeichen sei, mir Aufschluß über gar manches geben könnte...

Hier ist es schön, zu sehen, wie sich seine praktische Arbeit mit seiner philosophischen verknüpft. Am 22.5.1919 schreibt er an Luise Karpischek mit Stolz über seine »Fragmente« und fährt dann fort (ebenda, S.253):

In diesen Tagen las ich auch, mit vieler Freude, in einer Lichtenberg-Auswahl, [...] im Homer und aber auch in den »Letzten Tagen der Menschheit« von Kraus. Eine unschätzbare geistige Tat. Karl Kraus bedeutet mir mehr denn je.

In der berechtigten Selbstzufriedenheit über seine abgeschlossene Arbeit wird auch das Verhältnis zu Karl Kraus eindeutig ausgesprochen, ohne jede Einschränkung. Dies ist sofort wieder da in dem Brief vom 22.8.1919 (ebenda, S.276):

Die von Haecker vorgeschlagene Veröffentlichung des Weininger-Fragments dürfte wohl zunächst die Abstoßung« der Wiener Juden zur Folge haben und selbst die Leute um den Karl Kraus herum ziemlich ratlos sein lassen — denn die Juden vertragen eher den Antisemitismus Weiningers als die Art und Weise der Ablehnung dieses Antisemitismus in den Fragmenten.

Das ist unheimlich, obwohl an keiner Stelle seines komplizierten Denkens Ferdinand Ebner »antisemitisch« ist. Das Unheimlich könnte eher von der dunklen Figur Otto Weiningers herkommen. Es handelt sich um das 14. Fragment (Schriften I,S.284ff.) mit der Überschrift »Otto Weininger. Geist und Sexualität. Die Juden. Christus«. Worum es geht, das steht auf der ersten Seite:

Weininger hatte, und das gehört ja zum Idealismus überhaupt, keine Ahnung von den Realitäten des geistigen Lebens. Hätte er sie gehabt, dann müßte er auch begriffen haben, daß die Sexualität, der Gegensatz der Geschlechter, eine biologische Tatsache ist, aber keine des Geistes; er hätte auf die geschlechtliche Neutralität alles Geistigen aufmerksam werden müssen und sich den tieferen Irrtum seines Werkes erspart, vielleicht aber dann auch dieses selbst.

Die »Realitäten des geistigen Lebens« sind in Jesus, und die Evangelien bezeugen »die geschlechtliche Neutralität des Geistigen«. Daß Menschen sie erfassen können, bezweifelt Jesus selbst. So Ferdinand Ebner. Aber er zitiert die Stelle: Wenn sie von den Toten auferstehen, werden sie weder heiraten noch verheiratet, sondern wie die Engel im Himmel sein. Und zieht daraus die Folgerung:

In der Geistigkeit seiner Existenz ist der Mensch weder Mann noch Weib, und das dokumentiert auch die Sprache, die ja eine aus dieser Geistigkeit entsprungene Schöpfung ist: die Personapronomina der ersten und zweiten Person unterscheiden kein Geschlecht. Das Ich und das Du sind, eben nicht nur als Fürwörter genommen, geschlechtslos. Substantiviert man sie sprachlich, so sind sie Neutra.

Also wie Goethe, dem Ferdinand Ebner das Christentum abspricht, Mignon singen läßt: »Und jene himmlischen Gestalten,/Sie fragen nicht nach Mann und Weib,/Und keine Kleider, keine Falten/Umgeben den verklärten Leib«. ¹⁴⁾ Es charakterisiert nun die weitere Auseinandersetzung mit Weininger, daß Karl Kraus mit keinem Wort in ihr vorkommt, und da er auch in der späteren Arbeit »Zum Problem der Sprache und des Wortes« nicht vorkommt, weil der Abschnitt über ihn im Druck des »Brenner« fortgelassen wurde, so wirkt er als nicht vorhanden, als habe Ferdinand Ebner »Sittlichkeit und Kriminalität« nie gelesen. Dagegen hat er selbst mehrfach bezeugt, daß er »Sprüche und Widersprüche« gelesen hat. Also hat er auch die nicht eigentlich aphoristische Betrachtung gelesen, die beginnt (S.71):

»Ein Frauenverehrer stimmt den Argumenten Ihrer Frauenverachtung mit Begeisterung zu«, schrieb ich an Otto Weininger, als ich sein Werk gelesen hatte.

Und darauf folgt die Erklärung:

Daß doch ein Denker, der zur Erkenntnis der Anderswertigkeit des Weibes aufgestiegen ist, der Versuchung nicht besser widersteht, verschiedene Werte mit dem gleichen intellektuellen und ethischen Maß zu messen! Das gibt ein System der Entrüstung. Aber ein Gedanke hebt es auf: Wo Hirn- und Hemmungslosigkeit so hohe Anmut entfalten, Mangel an Verstand und Mangel an Gemüt sich zu ästhetischem Vereine paaren und die Resultate der schlimmsten Eigenschaften die Sinne berückt, darf man vielleicht doch an einen besonderen Plan der Natur glauben, wenn man überhaupt an Pläne der Natur glauben darf.

Das braucht im Jahre 1981 nicht mehr unbedingt »richtig« zu sein, in einer Zeit, in der in Israel, in England, in Indien, in Norwegen Frauen Prime Minister waren und sind, aber unbedingt richtig ist an dieser Auffassung, daß sie etwas mit dem Helena-Erlebnis der Menschheit zu tun hat, daß sie ins Leben führt, während die Weiningers in den Tod geführt hat. Es entsteht der Eindruck, daß Ferdinand Ebners Denken diesen Zusammenhang *unterdrückt* hat. Er legt den »Perversionen« ein Gewicht bei, trotz seiner wahrscheinlich richtigen katholischen Widerlegung, als spräche er über den Aufsatz »Perversionen« in »Sittlichkeit und Kriminalität«; nicht anders legt er dem »Haß der Geschlechter« ein Gewicht bei, als spräche er über den Nachruf auf Strindberg. Wie ein ferne Nachklang des Nichtgesagten klingt darum dieses Gesagte (Schriften I, S.286):

Freilich ist das an sich geschlechtslose Geistige im Menschen zum sexuellen Leben in Beziehung getreten — so daß vielleicht jeder Mann in seinem Verhältnis zum Weibe das Verhältnis seines Ichs zum Du zu realisieren sucht; was ganz in der Ordnung ist, wenn es eben ernst und nicht poetisch-erotisch gemeint wird. Denn diese »Liebe der Dichter« — und viele Menschen bilden sich ja ein, sie müßten, wenn sie eine Beziehung zum anderen Geschlecht haben, wie die Dichter lieben; was diese auf dem Gewissen haben — diese Liebe der Dichter ist ja immer ein Mißverständnis, einerseits dem Weib, andererseits dem Geist gegenüber. Daß in der Beziehung des Geistigen zum Sexuellen beide einander beeinflussen, ist nicht unbegreiflich. Jenes sucht sich in diesem auszudrücken und bestimmt es auch dadurch, gerät aber dabei in Gefahr, sich selbst preiszugeben. Es entfremdet das Sexuelle seiner natürlichen, sich selbst aber seiner geistigen Bestimmung.

Dies alles klingt angesichts der unbedingten Forderung einer »geschlechtlichen Neutralität des Geistigen« merkwürdig maßvoll, und selbst die sexuellen Perversionen, deren Wurzeln im geistigen, nicht im natürlichen Leben zu suchen seien, werden noch psychisch und geistig mit dem »Moment des 'somatischen Entgegenkommens'«, ja mit einer »organischen Minderwertigkeit des Sexualapparates« zu erklären versucht. Nun aber kommt die entscheidende Stelle (S.287), mit der wir unmittelbar beim Thema sind:

Perversionen ein verfehelter Versuch der individuellen Existenz, sich aus dem »Leben der Generation« — das ist aus dem »natürlichen« Leben — zu entwurzeln. Hermann Swoboda sagt in seiner Schrift über Otto Weiningers Tod, bloße Sinnlichkeit gäbe es nur dort, wo Geist sei. Er meint die geschlechtliche Sinnlichkeit, die des im Menschen durch die Einmischung des Geistigen gebrochenen sexuellen Lebens.

Diese Perversionen, vom Geist bejaht, das ist Karl Kraus, man braucht nur an die Strophe aus »Jugend« in »Worte in Versen« III (1918, S.77) zu denken:

Wie es mich trieb mit Hast
zu Hindernissen,
drückte wie Zentnerlast
gutes Gewissen.

Das Schwergewicht der Betonung liegt auf dem *guten* Gewissen. So »einfach« zu verstehen ist es nicht, und Karl Kraus selbst hat gewarnt, indem er sich von einem Nachahmer distanzierte, in »Nachts« (S.184):

Jeder meiner Gedanken, die es auf die erotische Freiheit abgesehen haben, hat sich noch stets vor der Welt geschämt: vor jenen und jener geschämt, die ihm Geschmack abgewinnen wollten. Die einem darin unrecht geben, haben recht. Die einem darin recht geben, haben nicht Zeitgenossen zu sein. Solche mögen dem Gedanken nachdenken, aber es ist vom Übel, wenn sie ihm nachleben, und ein Greuel, wenn sie ihn nachsagen. Das geistige Erlebnis bleibt, auch Wort geworden, eine Privatsache. Wie erst, wenn es der Liebe entstammt!

Und auch der »verfehlte« Versuch, sich aus dem Leben der Generation zu entwurzeln, wird als gelungener bejaht, wiederum in »Nachts« (S.183):

Den Mangel, daß das Genie einer Familie entstammt, kann es nur dadurch wettmachen, daß es keine hinterläßt.

Das »Genie« in diesem Satz rückt den Gedanken nahe an Weininger, mit dem Unterschied, daß dieser sich selbst nicht hinterläßt und daß Karl Kraus durch das »offene System« geschützt wird, so daß er *auch* dichten kann, in »Halbschlaf« aus »Worte in Versen« IV (1919,S.17):

Dort wartet lang' mein ungeborner Sohn,
hier stellt sich vor die vorbestimmte Braut,
und was ich damals war, das bin ich schon.

Ja, er konnte zu einem Du gelangen, das ihn der Ehe mit Sidonie Nadherny ganz nahe brachte! Das konnte Ferdinand Ebner nicht wissen, aber aus einem Gedicht wie »Fahrt ins Fextal« mindestens ahnen. Und dazu war nicht einmal ein Durchbruch nötig, denn im Anfang seiner Laufbahn stand die Liebe zu der jungen Schauspielerin Annie Kalmar, die starb und nach Jahrzehnten das Gedicht »Annie Kalmar« in »Worte in Versen« IX (1930,S.30), in ihm hervorbrachte, aber schon 1908, in »Seine Antwort«, heute in »Literatus und Lüge«¹⁵), als Harden mit halber Namensnennung von »seinem grotesken Roman« gesprochen hatte, dies:

Herr Harden ist tot — der groteske Roman lebt. Er hat die Kraft, immer wieder aufzuleben, und ich glaube, ich verdanke ihm mein Bestes. Wenn ich gegen dieses Heroengezicht losziehe, so ist's mir, als ob mir der Geist noch heute aus leuchtenden Augen zuströme.

Es ist sehr die Frage, ob Begriffe wie »Icheinsamkeit« oder »Selbsthaß« an diese aus all ihren Vorzügen und Fehlern entwickelte schriftstellerische Persönlichkeit überhaupt herankommen, die an der gleichen Stelle auch geschrieben hat:

Der Tatbestand reicht über Herrn Harden hinaus. Ich denunziere mich. Zwei Dritteile des literarischen Werts meiner Arbeit werfe ich freiwillig hin, ein Drittel der Meinung. Damit mir meine Gegner nicht immer nur Widersprüche, sondern einmal auch eine Entwicklung nachweisen.

Im Juli 1920 fährt Ferdinand Ebner, von Ludwig Ficker eingeladen, nach Innsbruck und erfährt dort etwas wie eine Umwandlung. Am 27.7. schreibt er in sein Tagebuch (Schriften II,S.919):

Eigentlich komme ich aus dem Staunen nicht heraus, daß es in dieser Welt, in der ich ja doch auch schon gegen die vierzig Jahre lebe und also schon ein bißchen zu Hause sein sollte in ihr, wirkliche Menschen gibt. War ich nicht immer etwas blind für die Wirklichkeit des menschlichen Lebens? Vieles schief und darum unrichtig Gesehene in meinen Auffassungen und Gedanken mag darauf zurückzuführen sein, daß ich zeit meines Lebens in einer Umgebung von Menschen gelebt habe, bei denen jede freiere und höhere Bewegung und Gebärde eines geistig kulturellen Lebens (wenn sie von ihnen überhaupt versucht wurde) unecht, affektiert war. Die Kritik meiner Umgebung hatte sich mir aus tieferen Gründen aufgedrängt. So wurde ich zum »Psychologen«. Aber ich lief auch fortwährend Gefahr, in dieser kritischen Haltung geistig zu erstarren.

Das ist nicht die Beschreibung einer Krise, sondern die einer durchschauten Krise, und sie ging ihm auf an Ludwig Ficker, der schon damals einen dogmatischen Katholizismus ver-

trat, ohne sich die theologischen Konsequenzen Ebners *gegen* die Kultur persönlich zueigen zu machen, denn er lebte, verglichen mit Ebner, in einer Großstadt, mag Innsbruck auch eine Provinzstadt gewesen sein, nicht in einem Dorf. In dem Weininger-Kapitel drückt sich was Ferdinand Ebner meint unmißverständlich aus. Die Juden sind zwar »das geistigste, sie sind das von Gott 'auserwählte' Volk«, und von ihnen kommt das Heil, aber sie können den letzten Schritt nicht tun, sie leben »von der Messiasverheißung und Messiashoffnung«, sie leben von ihrem Traum vom Geiste; während Christ werden heißt: »sich ganz aus dem Leben der Generation, nicht nur ihrem natürlichen, sondern auch geistigen Leben entwurzeln«. Nun kommt die für Ebners Denken entscheidende Stelle (Schriften I, S. 293):

Das vermochte aber auch der abendländische Mensch nicht, und darum gab er seinen von den Griechen so genial konzipierten Traum vom Geist nicht auf; er nahm vielmehr die Menschwerdung Gottes selber — dieses für die Realität des geistigen Lebens entscheidende Faktum der »Geschichte« — in diesen Traum mit hinein und »entwirklichte« sie in endlosen metaphysischen Spekulationen und den Werken einer sich christlich nennenden Kunst. Ist es ein Wunder, wenn nun der Traum vom Geist immer mehr und mehr mit schlechtem Gewissen, das sich nur nicht immer selbst richtig verstand, geträumt wurde?

Wie hier die Realitäten des geistigen Lebens als negativ in den Traum vom Geiste hineingenommen erscheinen, möchte man glauben, daß einem christlichen Dichter von der Größe Dantes sein Platz eben in dem Zentrum der menschlichen Kultur angewiesen sei. Dafür hat Ferdinand Ebner keinen Sinn, und doch ist er in der humanen Luft um Ludwig Ficker wie aufgetaut. Dafür zeugt die Tagebuchaufzeichnung vom 13. 8. über ein Gespräch im Kaffeehaus mit Professor Lechleitner über den »Brenner«-Aufsatz »Kultur und Christentum«, denn er schreibt (Schriften II, S. 932):

Der Gedanke, daß innerhalb des Christentums die künstlerische Existenzeinstellung letzten Endes keine geistige Selbstberechtigung habe, geht ihm, in dem ein ehrliches künstlerisches Wollen und Suchen neben einer doch irgendwie christlich anmutenden demütigen Unterwerfung des ganzen Menschen besteht, nicht recht ein.

Und hieraus zieht Ferdinand Ebner die Folgerung:

Ich machte ihn auf meine eigene Bedenklichkeit gegenüber dieser meiner, mir vielleicht nur durch existentielle Beschränktheit unvermeidlich abgerungenen Entscheidung dieser Frage aufmerksam. Hier stehe ich an einem Punkt, wo mein Denken, beim besten Willen und aller Bedenklichkeitsbereitschaft, absolut nicht anders kann, weil ich eben wesentlich kein Künstler bin. Lechleitners Art aber, an solche Fragen, vor die er sich vor allem durch den Brenner gestellt sieht, heranzutreten, ist wahrlich verehrungswürdig.

Nicht nur die »existentielle Beschränktheit« ist hier erstaunlich, sondern vor allem das Eingeständnis, daß er »wesentlich kein Künstler« sei, ein Eingeständnis, das gar nicht »paßt« in seine Lehre von dem Wort und den geistigen Realitäten und eben darum ergreift, selbst wenn es zu einem Umdenken seines Zentralgedankens zu spät gewesen wäre. Am 23. 8. 1920 schreibt er (S. 936):

Es ist doch gut, daß ich die Fragmente geschrieben habe. Denn ohne sie hätte ich die Bekanntschaft des Herrn F. niemals gemacht.

Diese persönliche Begründung könnte etwas wie eine sachliche Preisgabe der Fragmente bedeuten. Zusammengefaßt wird alles in der Aufzeichnung vom 25. 8. (S. 937):

Der letzte Abend hier im Hause. Seit meinem 20. Jahre ist das Gefühl der Heimatlosigkeit immer mehr in mir angewachsen. Fünf Wochen lang hab ich es nicht gespürt. Fünf Wochen der Geborgenheit — Geborgenheit ist das richtige Wort. Wahrlich, ich gehe schwer von hier weg. Es war mir noch nie so leicht gemacht, Mensch zu sein, als hier.

Herr F. machte einmal eine seltsame Bemerkung. Das Christentum ist ein Verhängnis, sagte er. Das ist ein mehrdeutiges Wort, aber eben deswegen vortrefflich.

Eine Deutung dieses mehrdeutigen Wortes könnte die sein, daß Ludwig Ficker ihm einen Wink geben wollte, der sich nicht anders ausdrücken ließ: daß man selbst im Christentum nicht zu weit gehen dürfe, um das Nächste nicht zu verfehlen. In dieser Gefahr war Ferdinand Ebner immer und ist ihr nie ganz entgangen. Genau aus diesem Grunde ist es ihm nie aufgefallen, wie übrigens auch Buber nicht, dem unbekanntem Weggenossen, daß seine

Ich-Du-Lehre im Keime schon in Otto Weininger enthalten war. Dieser hat in dem Kapitel »Erotik und Ästhetik« von »Geschlecht und Charakter« (9. Aufl. 1907, S. 325) geschrieben:

Der Mensch ist in jeder Weise erst dann ganz er selbst, wenn er liebt. So erklärt sich's, daß viele Menschen erst als Liebende an das eigene Ich und an das fremde Du zu glauben beginnen, die, wie sich längst zeigte, nicht nur grammatikalische, sondern auch ethische Wechselbegriffe sind; so ist die große Rolle nicht länger unverständlich, welche in jedem Liebesverhältnis die Namen der beiden Liebenden spielen.

6.

Aber selbst wenn er das Nächste wirklich erreicht, braucht es nicht so gut auszugehen, wie es den Anschein hat. Ein merkwürdiges Beispiel hierfür ist seine Begegnung mit der Dichterin Hildegard Jone gegen Ende seines Lebens. Nicht ohne Bewegung liest man in den »Lebenserinnerungen« (Schriften II, S. 1101 ff.), wie es zu dieser Begegnung gekommen ist und wie Entscheidendes diese Frau für den Autor der »Pneumatologischen Fragmente« bedeutet hat. Der Anstoß ging nicht von ihm aus, sondern von ihr. Er hatte 1929 die weitere Arbeit an den Fragmenten endgültig abgeschlossen, es tauchte aber der Plan in ihm auf, das Buch neu zu bearbeiten, und er hatte schon mehrere Kapitel entworfen. Da sah er zufällig in einer illustrierten Zeitung ein Photo der Trakl-Büste von Josef Humplik, Hildegard Jones Ehemann. Darauf schrieb er ihr und bat sie um die Erlaubnis, sie zu besuchen. Dieser Besuch machte Epoche für ihn:

Aber als ich mir darüber im Tagebuch eine kurze Notiz machte, drängte es mich, ein Fragezeichen an den Schluß zu stellen. Es war das große Fragezeichen meines bisherigen inneren Lebens.

Im August wurde er nach Ried eingeladen, und im Oktober besuchten ihn die Humplik mit ihrer Mutter in Gablitz.

Die Beziehungen vertieften sich (S. 1104):

Was sie mir damals sagte, wird mir ebenso unvergeßlich sein als ihre Worte auf dem alten Währinger Judenfriedhof.

Ob dies ein Zufallsbesuch war oder ob Hildegard Jone von Geburt Jüdin gewesen ist, das entzieht sich meiner Kenntnis. Er schreibt:

Je mehr ich in den Gedichten der Frau Jone las, desto mehr mußte ich staunen über die Fülle des Lebens, die in diesen Gedichten sich ausspricht. Und seit ich ihre letzten Bilder aus dem Jahre 1930 gesehen habe, weiß ich nicht nur, daß sie schöne, zu Herzen gehende Bilder malt, ich ahne es, daß sie eine große Malerin ist.

Es gibt da noch zwei merkwürdige Sätze (S. 1105):

Die letzten Gedichte der Frau Jone aus dem Frühjahr 1931 sind von einer derartigen Vollkommenheit des Ausdrucks, daß sie von nun an wohl nicht mehr bessere wird machen können. Da ist der Lebensinhalt ganz Wort geworden, und dieses Wort bei aller sprachlichen Knappeit und Kürze die Fülle dieses Inhalts.

Dann schreibt er für Hildegard Jone und für Josef Humplik die Gedanken auf, die die Dichterin nach seinem Tode unter dem Titel »Aphorismen 1931. 'Wort und Liebe'« (Schriften I, S. 911 ff.) veröffentlicht hat. Sie tragen das Motto »*Travailler pour l'incertain*« von Pascal. Und er schreibt (Schriften II, S. 1105):

Ich glaube, nun habe ich das Letzte, was ich über *mein* »Problem«, über die Sprache und das Wort, zu sagen hatte, in diesen Gedanken gesagt. Jetzt kann ich mich meinen Lebenserinnerungen widmen.

Und schließt monumental:

Ich bin entschlossen, nichts mehr für die Öffentlichkeit zu schreiben. Die Feder ist mir zu entscheidend aus der Hand geschlagen worden. Es könnte aber sein, daß Gott mich eines Tages als sein Werkzeug braucht. Dann aber wird er es mich auch auf eine mir verständliche Weise wissen lassen.

Was er ihn wissen ließ, war —: der Tod. Ob es Hildegard Jone war, die ihm die Feder »entscheidend« aus der Hand schlug, ist nicht sicher.

Nun sind hundert Seiten aphoristischer Aufzeichnungen über die Themen, die das ganze Leben dieses Schriftstellers beherrscht haben, in neun Abteilungen (Gott, Der Mensch, Das Geschlecht, Geistiges Leben, Das Wort, Unsere Zeit, Die Kirche, Das Evangelium,

Epilog) nicht abschließend zu beurteilen. Auf einiges läßt sich immerhin andeutend hinweisen. In dem Kapitel »Der Mensch« (Schriften I, S. 926) steht dies:

Es gibt eine gewisse Schamlosigkeit des religiösen Gefühls, die verdächtig ist. Und abstoßend wie die Schamlosigkeit im Geschlechtlichen.

Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren an ähnliche Gefühle, wenn ich die Gedichte von Hildegard Jone lese, wie sie in großer Zahl in den Heften des »Brenner« stehen, weil in ihnen das Religiöse nie zurückgenommen wird, um erst dann aufzuleuchten, wie bei Christine Lavant, Ludwig Fickers viel späterer Entdeckung, als der »Brenner« längst nicht mehr erschien, in ihren besten Gedichten. Für mich ist der Inbegriff eines christlichen Gedichts, welches den Charakter eines Gedichts bewahrt statt einer theologischen Mitteilung, »Ein Winterabend« von Trakl, wo Brot und Wein erst dann zu strahlen beginnen, wenn die üppige christliche Symbolik der ersten Fassung vom Dichter getilgt ist.¹⁶⁾ Blättern wir um, so stoßen wir (Schriften I, S. 928) auf etwas erstaunlich Einfaches:

Wir müssen in tieferem Sinn erst und durch das Leben es lernen, gewisse Worte zu sagen. Zum Beispiel: Gott. Und mancher Mann lernt nur durch eine Frau — und oft erst in seinen späteren Lebenstagen — das Wort »Herz« wahr und richtig auszusprechen.

Das ist sehr schön und gehört in eine Anthologie von großen Zitaten über »Herz« und »Geist«, für die es kein Publikum zu geben scheint. In dem Kapitel »Das Geschlecht« (Schriften I, S. 931 ff.) steht vieles Lesenswerte. So dies:

Aus den dunklen Tiefen des Geschlechtslebens im Menschen führt ein geheimnisvoller Weg »aufwärts« zum genialen Schaffen, aber auch ein anderer »abwärts« in noch dunklere Tiefen und Finsternisse, zu Selbstmord, Irrsinn und Verbrechen.

Viel früher schon hat Nietzsche, in »Jenseits von Gut und Böse«, geschrieben: »Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in den letzten Winkel seines Geistes hinaus«. Das war um 1885 und ist wie ein Wegweiser in die Zukunft. Ferdinand Ebner denkt an Weininger, von welchem es gleich darauf heißt:

Otto Weiningers tiefere, aber total verfehlt — als »Metaphysik« sich gebende und in »Psychologie« stecken bleibende — Auffassung des Sexualproblems hat eigentlich Kant vorausgeahnt, als er in einem Brief an Schiller schrieb: »So ist mir nämlich die Natureinrichtung, daß alle Besamung in beiden organischen Reichen zweier Geschlechter bedarf, um ihre Art fortzupflanzen, jederzeit als erstaunlich und wie ein Abgrund des Denkens für die menschliche Vernunft aufgefallen«. Weininger stürzte in diesen Abgrund des Denkens und war noch viel zu jung, viel zu sehr einer tiefen Lebenserfahrung bar, um mit heiler Seele wiederum aus dem Wirrsal seiner Abstraktionen herauszukommen. Erfahren war er nur in Hysterie — wofür die Inszenierung seines Selbstmordes im Beethovenhaus an der Schwarzschanerstraße in Wien deutlich genug zeugt.

Diese »Hysterie« beiseite gelassen, an die ich nicht glaube, wie auch nicht an die »Inszenierung seines Selbstmordes«, wohl aber an die repräsentative Verantwortung in diesem Selbstmord, er könnte Recht haben, nur ist dieses bewußte Abrücken von dem in den Fragmenten so Hochgelobten höchst auffallend. Und er berührt sich da mit Theodor Lessing, der in dem Weininger-Kapitel seines 1930 erschienenen Buches »Der jüdische Selbsthaß«, welches er gerade noch hätte lesen können, von gänzlich anderen Voraussetzungen her zu dem gleichen Ergebnis kam, ohne aber von Hysterie zu sprechen. So ist es auch erstaunlich, daß Ferdinand Ebner seine Gedanken über die germanische Verehrung des Weibes »über den Antifeminismus der Schopenhauer, Weininger und Strindberg, über die Dirnenvergötzung des Karl Kraus hinweg« hier wieder aufnimmt, ein trauriges Beispiel des Satzes von Kafka im »Schloß«, daß »Täuschungen häufiger als Wendungen« seien. Ganz besonders deutlich wird dies durch die folgende Betrachtung (S. 934):

»Willst vor dir selbst in Ehren du bestehn, darfst du mit einem Weib zu Gott nicht gehn.« Es scheint, daß ein gewisser Typus Mann immer nur *einen* gewissen Typus Weib kennen lernt, und seine Anschauung vom Weib, die er aus seiner beschränkten Bekanntheit heraus gestaltet, ist natürlich eine wesentlich falsche. Wodurch aber wurde dieser Typus Weib und jener Typus Mann geschaffen? Durch nichts anderes als die Herrschaft des *Paternitätsprinzips*. Diese ist aber keine endgültige.

Was hier gemeint ist, wird mehr angedeutet als ausgesprochen, gibt aber durch das Zitat

am Anfang, dessen Autor der sonst so sorgfältige Herausgeber in den Anmerkungen nicht genannt hat, einen Fingerzeig: so beginnt die »Inscription« mit dem Titel »Mahnung« von Karl Kraus in »Worte in Versen« V (1920,S.16). Das war Ferdinand Ebner natürlich bekannt. Irrtum vorbehalten, klingt es so, als wenn er mit Berufung auf dieses Gedicht bei »ein gewisser Typus Mann« an Karl Kraus und bei »ein gewisser Typus Weib« an den »Dirnentyp« denkt, der ihm als verachtungswürdig erscheint. Wie wir heute wissen, geht er in dieser Meinung fehl. Aber auch wer es nicht weiß, wird diese Meinung dem Gedicht schwerlich ablesen können. Es lautet:

Willst vor dir selbst in Ehren du bestehn,
darfst du mit einem Weib zu Gott nicht gehn.

Denk dreist vor jedem heiligen Gesicht:
so scheint es; doch grad diese ist es nicht!

Erspar der Wahrheit allen harten Streit.
Gewähr des Spieles dieser Scheinbarkeit.

Denn dringst du tiefer, geht es abwärts; und
gehst auf den Grund du, schwindet dir der Grund.

Wie deine Seele auch betreut das Haus:
die andere fand anderwärts hinaus.

Und hast in einem Luftschloß du gewohnt,
so war sie längst bei einem Mann im Mond.

Dein Wort vermaß sich; und es blieb ein Schall.
Ein jeder Narr hat seinen Ausnahmefall.

Das Gedicht, wie immer der Leser es aufnehmen mag oder aufnehmen kann, ist der Ausdruck einer grenzenlosen Enttäuschung, die ein »heiliges« Gesicht hervorgerufen hat. Es folgt die Inschrift »Der Mysogin« und dann, wiederum als Inschrift, das berühmte Gedicht »Die Verlassenen«. »Den Verlassenen« ist das Buch als ganzes gewidmet. Dazu brauchte man kaum ein Wissen, um zu ahnen, daß es sich hier um einen Vorgang von tragischer Schwermut handelt, in dem für die Frage, ob Dirne oder Baronin, kein Platz ist. Karl Kraus selbst schreibt am 15./16.3.1921 an Sidonie Nadherny:¹⁷⁾

Und nun etwas, das Dich noch mehr interessieren wird, weil es Dich selbst betrifft. Es ist das erstmal, daß so etwas erscheint, und es ist eigentlich nicht angenehm, so gut es auch gemeint ist. Die Deutung von »Mahnung« und die biographische *Festlegung* ist natürlich ganz unsinnig. (Er schreibt übrigens, daß ich nach Berlin kommen werde und bespricht dann »Eros u.d.D. [und der Dichter]«, das er gehört hat.) Manches ist flach; aber es ist ein unheimlicher Mitwisser. Hoffentlich bleibt es ein Einzelfall, daß die so belobte »Schamhaftigkeit« so verletzt wird. Gerade das am wenigsten zu Verleugnende darf vom Dritten nicht dargestellt werden; nicht, solange zwei physisch leben. Ich bin sehr gespannt, wie es Dich berührt. Fast entschuldigt ihn wieder die Treffsicherheit, mit der er, wenn auch verbotener Weise, das Zusammengehörende in den Bänden erkannt hat.

In den Anmerkungen wird vorher von Lieglers Buch über Karl Kraus gesprochen, aber nicht deutlich gesagt, wer der Verfasser jenes Aufsatzes ist. Man muß annehmen, daß es Liegler selbst ist, obwohl dieser Karl Kraus nahe stand. Wie nahe er ihm stand, sprechen die Seiten 113-116 in der »Fackel« (Nr.531-543,1920) deutlich aus.

In dem Abschnitt »Geistiges Leben« steht der schöne Satz, der auf Hildegard Jone zu gehen scheint (Schriften I,S.937):

Der große Landschaftsmaler sieht in einer von ein paar Bäumen umrandeten Wiese und dem Himmel mit seinen Wolken darüber die ganze unermessliche Schönheit der Natur.

Das könnte Böcklin bezeichnen oder Rembrandt, und doch ist jener vielleicht weniger schön als dieser. Das Wie des Machens ist ausgespart. Eine andere Betrachtung beginnt so:

Die wahre Kunst spricht nicht nur zum Auge, sondern auch zum Herzen des Menschen. Sie ist immer demütig, fromm und »Gottes voll«. Und darum ist der wahre Künstler ein demütiger, ehrfurchtsvoller Mensch, mag er auch schamhaft seine Seele hinter der Maske des Stolzes den anderen verbergen.

Das mag sich so verhalten, und niemand wird so roh sein, es zu bestreiten, und doch ist es ungenau, denn es folgt nun der Satz: »Stolz mag er scheinen, sogar es sein, aber eines ist er nie — eitel«. Und die Begründung:

Auch für das Künstlertum gibt es, außer den objektiven Merkmalen des Ästhetischen, rein menschliche Kriterien, an denen seine Echtheit und Wahrhaftigkeit zu ermesen ist.

Gibt es sie wirklich? Auch ich möchte es glauben und glaube es. Dennoch scheint es so, als wenn schon im nächsten Satz Ferdinand Ebner schwankt:

Und staunen muß man, wenn einem im »Werk« gelingt, was »menschlich« ihm nicht nur mißlingt, sondern überhaupt nicht da ist in ihm als Mensch.

Es könnte sein, daß der Satz an die Echtheit des so entstandenen Werkes nicht glaubt und eben das sagen will: Es könnte aber auch sein, daß er daran glaubt und *sein Staunen* über eine solche Möglichkeit ausdrückt. Wäre es so, dann läge der Schluß nahe, daß das Kunstwerk nicht aus dem demütigen und ehrfurchtsvollen Menschen käme, ohne ihn allerdings auszuschließen, sondern daß es von wo anders her kommt und daß sich dieses Andere nicht benennen ließe. Wäre es aber so, daß das Kunstwerk wirklich aus dem demütigen und ehrfurchtsvollen Menschen kommt, dann ließe man diese anspruchsvolle Eigenschaft des Künstlers, welche ja doch schwer nachweisbar ist, am besten weg, um sich auf Karl Kraus zu berufen, der ins Schwarze treffend schreibt: »Das Herz ist der Sitz des schöpferischen Geistes«. So ist auch die nächste Betrachtung ebenso schön wie fragwürdig:

Die besten Gedichte eines Dichters, und ebenso die besten Gedanken eines Denkers, werden in der inneren Zweisamkeit des Lebens gedichtet, und gedacht. Was wären zum Beispiel die Gedichte Hölderlins ohne sein Verhältnis zu Susette Gontard? Aber auch die Schönheit der Natur wird am tiefsten in der Zweisamkeit der Seele erlebt.

Daß die »Zweisamkeit der Seele« die Gedichte dichtet und die Gedanken denkt, ist ein tiefer Gedanke, der noch tiefer wäre, wenn nicht so ohne weiteres auf Susette Gontard bezogen. Ohne sie könnte Hölderlin nicht leben und begann zu sterben, als sie ihm entzogen wurde, und starb. Aber die großen Gedichte kommen nicht von ihr, sondern von dem, der geschrieben hat: »Im Arme der Götter wuchs ich groß«. Und doch werden wir nie genau wissen, was er unter den Göttern versteht. Das hindert nicht, daß es sie in diesem Verse gibt, und es gibt auch das »neue« Wort, das Ferdinand Ebner bestreitet (S.938):

Im Dichter wird ein neues Wort lebendig, aber niemals erfindet er neue Wörter. Dazu hat er viel zu viel Ehrfurcht vor dem Wort — doch kann diese Ehrfurcht nie zu groß oder übertrieben sein —, und darum auch ist er Hüter und Bewahrer des Wortes und der Sprache. Die in dieser schlummernden neuen Ausdrucksmöglichkeiten deckt er auf und macht sie lebendig.

Aber genau so entsteht das »neue Wort«, das er nicht wahrhaben will, weil Karl Kraus es bestreitet und sich in dem Gedicht »Bekenntnis« aus »Worte in Versen« II (1917,S.30) als einen »Epigonen« bekennt, aber als einen, der »Theben« zerstört. Das ist die Lage, wie er sie rechtmäßig sieht und wie sie in sein offenes System paßt. Wenn er aber das Gedicht »Ein alter Tibetteppich« von Else Lasker-Schüler als »eines der entzückendsten und ergreifendsten Gedichte von Goethe abwärts« preist und es mit den Worten tut: »Wenn ich sage, daß manches ihre Gedichte 'wunderschön' ist, so besinne ich mich, daß man vor zweihundert Jahren über diese Wortbildung ebenso gelacht haben mag wie heute über Kühnheiten, welche dereinst in dem Munde aller sein werden«, so weiß er genau, was ein »neues« Wort ist, und dieses umfaßt »maschentausendabertausendweit« ebenso selbstverständlich wie jenes »jahrlang«, mit dem Hölderlins Hyperion »ins Ungewisse« hinabstürzt. Abschließend heißt es dann bei Ebner (Schriften I,S.938): »Auch der große Denker ist in seinem Sprachgebrauch Dichter in diesem, der größte unter ihnen, Platon, überdies auch in anderem Sinne«. Bei dem großen Denker, der in seinem Sprachgebrauch zum Dichter wird, denkt er an Schelling, er hätte schon an Heidegger denken können, bei dem das »neue Wort« in dem philosophischen Sprachgebrauch in das Sprachlich-Unverständliche des Logisch-Gemeinten entartet. Der nächste Satz ist bedenkenswert:

Ein Dichter, in dessen Mund, in dessen Feder die Sprache verdirbt, statt durch ihn weiterzuwachsen, ist überhaupt kein Dichter. Grillparzer?

Diese Frage macht den berechtigten Gedanken zweifelhaft. Grillparzer ist kein großer Dichter, aber der große Dichter des »Armen Spielmanns«, wie auch einige Gedichte, wie das von dem Halbmond oder das auf die Sängerin, die den Cherubin in Figaros Hochzeit sang, von einem großen Dichter sind.

Nichts als wunderschön ist der Satz:

Im wahren Dichter wird die Fülle des Lebens zur Fülle des Geistes im Wort.

Aber er verhindert nicht diesen Absturz (S.939):

Im wahren Dichter ist das Wort ohne jede besondere bewußte Sprachkunst, ohne Wortmache — das ist Wort»poesie« — lebendig. Auch die Wortkunst ist Mißbrauch der Sprache, so blendend sie auch deren tiefere Geheimnisse offenbaren mag.

Zur Ergänzung muß noch die nächste Betrachtung hinzugenommen werden:

Genau so wie im »Religiösen« wird eines Tages in der Kunst der »Riß zwischen Geist und Menschlichkeit« verschwinden. Mit anderen Worten: Der Künstler wird schaffend aus der »Icheinsamkeit« seines Lebens heraustreten und eingehen in die ewige Zweisamkeit der wahren Liebe. Es scheint, daß die Sehnsucht wenigstens danach in ganz großen Künstlern immer war.

So war die Liebe, die Karl Kraus zu Sidonie Nadherny empfand und ausdrückte, und Ferdinand Ebner hätte sie in den Gedichten auf sie auch ohne Kenntnis der Person ahnen können. Daher ist die vorhergehende und hörbar zur Schau getragene Geringschätzung der »Wortkunst« ein Skandal, indem sie zweifellos gegen Karl Kraus gerichtet ist, aber den Namen nicht zu nennen wagt. Dazu verkennt er etwas Wichtiges, daß nämlich bei Karl Kraus »Wort und Sprache« zwar auf den Anfang des Johannes-Evangeliums ausgerichtet sind, aber jeweils eine Ergänzung haben, die in der Verwerfung der »Wortkunst« fehlt: er denkt an das *deutsche* Wort, er denkt an die *deutsche* Sprache. So will es wiederum das offene System. Dieses so verstandene Wort, diese so verstandene Sprache, beide kommen von der sittlichen Durchdringung eines Inhalts her zu einer in Wort und Sprache geprägten Form und nicht zu einer in Wort und Sprache geprägten Form, die von dem Inhalt abseht, von dem sie ausging. So Karl Kraus. Wenn aber Ferdinand Ebner im Tagebuch vom 27.6.1918 schreibt (Schriften II,S.815): »Jakob Grimms schöne Vorlesung über den Ursprung der Sprache wird mir jeden Tag bedeutender. Und Grimms überall fühlbare Ehrfurcht vor dem Wort und der Sprache kann ich nicht hoch genug schätzen«, so kommt ihm gar nicht zu Bewußtsein, geschweige daß er Konsequenzen daraus zöge, daß jener nicht nur die »Sprache«, sondern auch die *deutsche* Sprache meinen könnte. Darum ist eine weitere Betrachtung in ihrer Zweideutigkeit höchst lehrreich (Schriften I,S.942):

Nur diejenigen Künstler sind wirkliche und menschlich wahrhaftige Künstler, die es begreifen, daß im *Augenblick der Zeit* eine gründliche Reform der Strafgerichtsbarkeit viel wichtiger ist als alle Kunstwerke auf der Welt. Haben sie das aber einmal begriffen, dann mögen sie — unbekümmert darum, daß die Menschheit noch immer hängt und Köpfe abschlägt und in ihren Gefängnissen und Zuchthäusern die Hochschule des Verbrechens protegirt — fortfahren, im *Augenblick der Ewigkeit* ihre Werke zu schaffen. Und vielleicht werden sie dann erst die Werke der *wahren* Kunst schaffen.

Das ganze Leben eines Karl Kraus, dessen Name hier wieder in einer unheimlichen Weise nicht genannt wird, ist ein einziges Beispiel dafür, daß er sich des Unterschieds zwischen dem »Augenblick der Zeit« und dem »Augenblick der Ewigkeit« voll bewußt war und gar nicht unter Verzicht auf jenen diesen abwarten mußte, um die Werke der »wahren« Kunst zu schaffen, er, der schon in »Sprüche und Widersprüche« (3.Aufl. 1914,S.258) geschrieben hat: »Zu allen Dingen lasse man sich Zeit; nur nicht zu den ewigen«. Er begnügte sich mit der »Reform der Strafgerichtsbarkeit«, soweit es »Sittlichkeit und Kriminalität« oder die »Letzten Tage der Menschheit« betraf oder nach dem Krieg »Brot und Lüge« in dem so genannten Aufsatz (»Fackel« Nr.519/520,1919,S.1ff.), um die Ansprüche des Brotes gegenüber der Anmaßung der Kunst zu brandmarken. Ferdinand Ebner weiß dies alles

ganz genau, aber er sagt es nicht. Es sieht so aus, als wenn er sich gerade von dem Mann distanzieren wolle, dem er innerhalb der Zeit am meisten zu verdanken hat und dem er auch an vielen Stellen seinen Dank ausdrückt. Das wird noch deutlicher in dem für ihn selbst so besonders wichtigen Kapitel »Das Wort«, in dem vom Johannes-Evangelium die Rede ist, aus dem er die Sprache ableitet, vom Logos, von der Vernunft, von Claudius, von Melchior Palagy (welcher gleichzeitig bei Ludwig Klages auftritt), vor allem aber von Fritz Mauthner und seiner »skeptischen« Sprachtheorie, deren »Sprachkritik« er so ablehnt wie für die Klärung gewisser Einzelfragen benutzt. Er erwähnt aber mit keinem Wort, daß Mauthner als Journalist des »Berliner Tageblatts« von Karl Kraus bekämpft wurde, wenn auch bei weitem nicht so intensiv wie Kerr, und wie intensiv er von Theodor Haecker bekämpft wurde, als Journalist *und* als Sprachforscher, wie ich glaube zu Unrecht. Karl Kraus kommt in dem ganzen Kapitel nicht vor. Die Sprachaufsätze, die seit 1922 in der »Fackel« erscheinen, scheinen sein Denken nicht zu beschäftigen. Der Grund leuchtet ein: sie sind antiphilosophisch, es geht nicht um Sprach-Kritik, sondern die Sprache selbst übt die Kritik und zwar an denen, die sie sprechen und schreiben. Über keine der Fragen, die den Sprachphilosophen wesentlich interessieren, hat der Sprachkritiker Wesentliches zu sagen. Wohl aber entwickelt er aus dem von einem Leser beanstandeten »es« in dem Satz »der Abend, der es werden will« seine herrliche Betrachtung über das »vorangestellte« und das eigentliche »es«, eine Betrachtung, die Vernunft und Glauben vorbildlich verknüpft, indem sie aus der Tiefe zur Höhe aufsteigt. Aber es ist nicht Philosophie, es ist Sprache, die den Gedanken ins Licht setzt, es ist der Sprachgedanke selbst. Dafür scheint Ferdinand Ebner keinen Sinn zu haben. Aber selbst hier taucht er anonym auf (Schriften I, S. 953):

Die Logik des Wortes ist paradox. Aber in dieser Paradoxie tut sich die Fülle des Geistes auf — dem, der in Ehrfurcht das Wort beim Wort zu nehmen weiß. Das Wort beim Wort nehmen, das versteht freilich auch der witzige, geistreiche Wortkünstler, aber die Fülle des Geistes versagt sich ihm. Denn — Wortkunst ist ohne Liebe.

Auf wen anders kann dieses Todesurteil gehen als auf Karl Kraus? Hier erst läßt sich rechtmäßig von den »Werken« dieses Künstlers sprechen, der im Zusammenhang mit der Reform der Strafgerichtsbarkeit der Notwendigkeit überhoben war, eigene »Werke« zu schreiben. Hier, wo der Wortkunst das Fehlen der Liebe zugeschrieben wird, darf man es aussprechen: Die Liebesgedichte, die es von Karl Kraus gibt, sind Werke sehr hohen Ranges. Sie erschaffen die Liebe, von der sie sprechen, und sie unterliegen der Arbeit am Wort. Ich besitze eine Photokopie des Gedichts »Die Verlassenen«. Das Gedicht lautet:

Bertückend gar, aus deinem Zauberkreise
gezogen sein!
Nun zieht nach unerhörter Weise
die Lust auf ihre letzte Reise
allein.

Und nie ersattend findet sie die Nahrung,
vertraut
dem Urbild einer Menschenpaarung
und einer Flamme Offenbarung,
die sie geschaut.

Wie mag es sein, aus meinem Feuerkreise
geflohen sein!
Nun zieht nach ungewohnter Weise
die Seele auf die lange Reise
allein.

Aus dem Manuskript ist zu sehen, daß es in der letzten Strophe ursprünglich geheißen hat: »Zauberkreise«, und über dem gestrichenen »Zauber« steht: »Feuer«. Und ursprünglich hatte es geheißen: »gezogen sein«, und »gezogen« ist gestrichen, und dafür steht am Rande: »geflohen«. Der Parallelismus der ersten und der letzten Strophe wurde so zur Steigerung und zu was für einer Steigerung, wenn die Lust auf die *letzte* Reise geht und die Seele

auf die *lange* Reise geht: beide »allein«.

In dem Kapitel »Unsere Zeit« kommt Karl Kraus mehrfach mit Namen vor, teilweise in Zusammenhängen, die, aus den Tagebüchern übernommen, nichts Neues vermitteln, es sei denn, wie hartnäckig dieser Denker an seine Anfänge gebunden ist. Gleich die erste Äußerung, obwohl sie nicht von Karl Kraus handelt, ist höchst bemerkenswert (Schriften I, S.964):

In jeder Kultur sucht die Menschheit Gott. Aber es gab bisher nicht eine, die nicht an geheimer oder offenkundiger Unmenschlichkeit gekrankt hätte. Leider muß gesagt werden, daß dies von jener Kultur, die sich unter das Zeichen des Kreuzes gestellt hatte, nicht weniger gilt.

Der erste Satz ist, verglichen mit dem Buch »Das Wort und die geistigen Realitäten«, ein großes Zugeständnis, das es bedauern macht, daß die geplante Umformung des Buches nicht mehr zustande kam. Was folgt, ist wie von Walter Benjamin: daß nämlich jede Kultur an die Barbarei gebunden ist, von der sie getragen wird. Daß dies auch für die christliche Kultur gilt, steht nicht bei diesem, sondern bei Ferdinand Ebner. Es folgt nun dies:

Man wird es einmal als das wesentliche Charakteristikum der europäischen Menschheit vor und nach dem Weltkrieg ansehen, daß sie sich Karl Kraus, den Herausgeber der »Fackel«, als ihr kulturelles, ethisches und sprachliches Gewissen gefallen lassen mußte. Die besten Köpfe stehen, im Grund genommen, ihm verlegen gegenüber und geistig wehrlos.

Diese Verlegenheit kommt besonders stark heraus, weil sie den, der sie feststellt, einbezieht: Ferdinand Ebner sagt nicht, *warum* sie besteht, und er hat das Problem wie nie gehört, während Carl Dallago ganz einfach sagt, daß Karl Kraus *ein großer Jude* sei, dessen gleichen in der Christenheit fehle. Es kommt sogar noch ein Nachsatz:

Auch die besten Köpfe aus den katholischen Kreisen im Deutschen Reich, von denen man doch meinen sollte, daß sie »Christen« seien.

Eine Anmerkung vermutet, dies sei gegen Theodor Haecker gerichtet, dessen Reserve gegenüber Karl Kraus Ebner »mit Befremden« gemerkt hatte. Die eigene Reserve entgeht ihm, während Haecker als Konvertit und dogmatisch gebundener Katholik wahrscheinlich gar nicht anders kann, als Reserve gegen den unbedingten Radikalismus eines Karl Kraus zu zeigen. Die Verlegenheit verstärkt sich in der nächsten Überlegung:

Viele, wir alle vielleicht, haben Karl Kraus viel zu verdanken. Und eines Tages kommt man darauf, wie fatal das eigentlich ist. Seine ungeheure, stets zum Angriff bereite Überlegenheit wurzelt im Intellekt. Und nicht intellektuell, sondern nur »existentiell« könnten wir mit ihm fertig werden.

Mit Dank beginnt es, und doch weiß man wiederum nicht, wie eigentlich es gemeint ist. Der »Intellekt« könnte eher etwas Negatives sein als etwas Positives. Und mit ihm fertig werden, existentiell, wenn man etwa in einem wahren Sinne christlich wäre, hieße: ihn nicht mehr brauchen und des Dankes überhoben sein. Es ist nicht sicher, daß es so gemeint ist, aber hier durch Undeutlichkeit der falschen Meinung Vorschub leisten heißt schon beinahe sie zur richtigen machen. Das ist wirklich sehr schlimm und wird leider durch den nächsten Satz, wenigstens indirekt, bestätigt:

Gar mancher mag davor bewahrt worden sein, ein Verehrer des Kraus zu werden, weil er mit einem solchen intim verkehrte.

Das geht gegen seinen Freund Josef Matthias Hauer, mit dem er gebrochen hatte, und gibt von der eigenen Verehrung kein sicheres Gefühl. Es bleibt alles im Ungewissen. So auch das Folgende, wie schön es auch sei (S.972):

Es gibt Gedichte, die am Sterbebett einer innerlich zerfallenen Kultur in wunderbarer Schönheit aufblühen. Dieser Art sind eigentlich schon die Gedichte Hölderlins, mehr aber die Georg Trakls. Es gibt aber auch andere, in denen eine kommende bessere Zeit nicht nur poetisch, sondern vor allem menschlich vorweggenommen ist. Was nützte es auch, einen Namen zu nennen, wenn er unserer Zeit vorläufig so gut wie unbekannt ist?

Ebenso steht in dem Kapitel »Die Kirche« (S.990):

»Wie könnte Seligkeit das Heilige erdulden, wenn das Unselige in Schuld und Mitleid brennt?« sagt die große Dichterin der wahren Liebe, deren Name selbstverständlich unserer Zeit so gut wie unbekannt ist.

Darum hätte Ferdinand Ebner ihn nennen sollen. Dieses Verschweigen ist in beiden Fällen nicht ohne einen leicht verwunderlichen Hochmut. Gemeint ist Hildegard Jone. Ehre ihr, daß sie als erste Herausgeberin des Buches das Geheimnis nicht enthüllt hat. Dennoch überzeugen diese schönen Sätze nicht völlig, denn die Dichterin hat ihr Erleben nicht so überzeugend ausgedrückt wie Trakl, geschweige wie Hölderlin. Als Ganzes aber sind auch diese Sätze ein wenn auch eingeschränktes Bekenntnis zur Kultur, welches in »Das Wort und die geistigen Realitäten« fehlt.

7.

Hier ist der Ort, um auf ein isoliertes Motiv in den Tagebüchern hinzuweisen, weil es ergreifend das Ringen dieses Geistes ausdrückt nicht zwischen Religion und Philosophie, sondern zwischen Religion und Poesie, und zwar jener Poesie, deren Stelle im System des Denkens absolut negativ ist, und welche sich doch immer wieder zu Wort meldet, um sich über schlechte Behandlung im geistigen Haushalt zu beklagen. Das kann sich an Dostojewski zeigen, wenn er am 17.4.1919 darüber staunt, daß die »Erniedrigten und Beleidigten« ihn zum »Romanleser« machen (die herabsetzenden Anführungsstriche stehen in *seinem* Text), oder wenn er am 3.10.1918 Shakespeares »Maß für Maß« liest, ein Stück, das ihm, dem gelegentlich gegen Shakespeares Größe Widerborstigen, durch eine Vorlesung von Karl Kraus nahegebracht sein könnte, und wenn er dann von dem »Rätsel und Geheimnis der Persönlichkeit« Shakespeares spricht, »dies aber nicht im literar-historischen, sondern pneumatologischen Sinne«. Es zeigt sich vor allem dreimal an Wolframs Parzival, und der ein Leben lang unterdrückte Dichter gibt sich zu erkennen. Am 6.1.1918 heißt es (Schriften II, S.763):

Morgens las ich bis nach acht Uhr im Parzival. Mehr und mehr mit ihm vertraut werdend. Aber — alles Poetische und Ästhetische wird abseits von den Realitäten unseres geistigen Lebens erlebt. Ich seh das aufs neue. Verschließt sich nicht unser Gemüt in dem Maße, als es sich geistig mit dem Dichterischen einläßt, dem Worte Gottes? Oder ist das nur bei mir der Fall? Erlebe nur ich das Ästhetische als eine innere Entlastung des Lebens, über der der Ernst des geistigen Lebens in uns nur allzuleicht vergessen wird? Seh das nur ich so: daß der »Dichter« mit diesem Ernst des geistigen Lebens in uns gar nichts zu schaffen hat?

Dies ist die alte Klage, die aus der alten Fragestellung aufsteigt, in die er sich mit tragischer Zielsicherheit hineingelenkt hat, aber nicht einmal ihn kann sie davor bewahren, den *Parzival zu lesen* und von ihm eine Widerlegung seines Grundgedankens mindestens passiv zu erleiden wenn nicht sogar aktiv zu wollen. Vier Jahre später erscheint von einem Lehrer wie er, dem Dichter Wilhelm Lehmann nämlich, dessen Namen er in Wien von niemandem hören konnte, die Erzählung »Vogelfreier Josef«¹⁸), in der der Held, der Lehrer Josef Wingen, in der Lehrerkonferenz einer scheinfortschrittlichen Schule über der Frage, ob es sich noch lohne, Wolframs Parzival in der Schule zu lesen, buchstäblich die Sprache verliert, als er diese Frage bejahen will: »Von allen Seiten aber hieß es jetzt, eine Darstellung der Bedeutung des Ganzen sei nötig, unumgänglich, und allen ganz unvermittelt begann er die Namen aus der Parzivalgeschichte aufzuzählen: Gahmuret, Herzeleide, Belakane, Jeschute, Gurnemanz, Kondwiramur...Er tat nichts weiter als sie nennen, als genügten die bloßen Klänge, und hängte er nur einen an den anderen, so baue sich eine Leiter, auf der er in die gewünschte Höhe steigen könne. Er kam nicht weit damit...Der Direktor unterbricht ihn »ernstlich gekränkt«, und warum? »Sie tischen uns einen Katalog von Namen auf, aus mißverstandenen Französisch verdeutschte Namen noch dazu, halten Sie uns zum Narren?« Und ein Kollege vermißt: »die Idee der Erlösung, die wie eine Orgel das Stück durchbraust«. Will sagen, der Lehrer Wingen wird gar nicht gehört, als er sich an die Namen klammert, um die Poesie ins Bewußtsein zu rufen, er wird überstimmt, die Lektüre abgelehnt. Die Poesie ist von innen her zerstört, ohne daß man auf

Glaubensfragen überhaupt eingehen müßte. Am 27.7.1919 schreibt Ebner (Schriften II, S. 895f.):

Seit Donnerstag abends bin ich aus Wien zurück und lese im Cervantes. Zwei Jahre steht er schon in meinem Bücherkasten, aber jetzt erst komme ich, wie man sagt, auf den Geschmack. Der Don Quixote gehört zu Wolframs Parzival. Unbedingt. Daß zwischen ihm, der wohl nur aus dem Boden des spanischen Geistes hervorwachsen konnte, und der deutschen Dichtung die Flut der Ritterromane liegt, das ist nur das Historische der Entwicklung. Was im Parzival schon steckt, muß durch diese Flut hindurch, um dann im Don Quixote seinen Sinn zu offenbaren. Die Antike hat den menschlichen Menschen und Helden hervorgebracht — im Homer ästhetisch verkörpert. Als sie zusammenbrach, erwuchs auf ihren Trümmern und aus ihren Zertrümmerern heraus, an Stelle der Menschlichkeit, die — Ritterlichkeit.

Man würde nun erwarten: Und Don Quixote! Der fehlt aber, und es fehlt vielleicht auch der »Idiot« von Dostojewski, der direkt von Don Quixote herkommt. In kühnem Sprunge geht es zur Gegenwart:

Mit der brachte es der abendländische Mensch, freilich über Bürgertum und Kapitalismus hinweg, über Techniker und Händler, schließlich bis zum Unterseebootkrieg, bis zu Flammenwerfern und Gasbomben und bis zu Geschützen, mit denen man von Amstetten bis Wien schießt. Wer hier die Zusammenhänge nicht herausfühlt, dem hat sich noch nicht der Sinn der abendländischen Geschichte geöffnet, für den ist der Krieg noch immer ein Ereignis, das auch hätte vermieden werden können. Der Keim des europäischen Wahnsinns der Gegenwart ist schon in Wolframs Parzival zu spüren.

Oder wie es bei Gervinus in seiner »Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen« (I, 1840, S. 420) in dem Kapitel über Wolfram heißt: ...»und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feierlich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen, und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abenteuer, voll des Tatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit dem Narrentum angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt«. Aber Cervantes ist hier als die Fortsetzung und ein neuer Versuch einer Heilung dieses Wahnsinns in einer beinahe unheimlichen Weise ausgespart, von jenem Mann, der am 14.1.1919 sich aus Wolframs Parzival kommentarlos schreibt (Schriften II, S. 867):

Zum Bruche war's gekommen
Zwischen ihm und der Freude;
Sein Leben war ein morsch Gebäude.

An dieser Stelle klingt es so, als seien diese gewaltigen Verse von Ferdinand Ebner selbst gedichtet, als wollten sie ihn ausweglos belehren: dies und nur dies ist die Poesie, eine Mitteilung höchsten Ranges, selbst in der ins Hochdeutsche »übersetzten« Sprache, ebenbürtig der Philosophie und selbst der Religion, in jedem Jahrhundert nur gezählten Menschen bekannt.¹⁹⁾ Über diesen Versen steht am 12.1.1919 (ebenda):

Das Fundament und das Firmament meiner Existenz ist erschüttert und wankt — nach welchem Strohalm werde ich jetzt greifen?

Darunter steht am 15.1.1919:

Das alles, dieses Leiden, dieses Zerbrochensein des Lebens, dieses Zusammengedrücktsein von der Last des Lebens, dieses Zermürbtsein durch das Erlebnis am Menschen — das alles hat darin seinen Sinn, daß es Gottes Wille ist. Das innere Ereignis der letzten zwei Wochen — und es hat sich da in mir etwas ereignet — kam über mich, daß ich mich demütige unter die Zerbrochenheit meiner Existenz, demütige unter die Erkenntnis, was aus einem Menschen wird, wenn er gottlos lebt — Wie weit und wie lang ist doch der Weg vom Gedanken zum Leben, so weit und lang, daß ihn kein Mensch aus eigener Kraft ohne die Gnade Gottes bis ans Ende zu gehen vermag —

Das alles klingt wahr. Nun aber wird das Motiv der Freude wieder aufgenommen.

Der Himmel hat gewiß nichts gegen die wahre Freude am Leben. Ihr müßt wie die Kinder werden, heißt es ja im Evangelium. Und in den Kindern ist die wahre, ungetrübte, ungebrochene Freude am Leben. Über der falschen Freude aber liegt des Himmels Fluch —

Bei Hölderlin erklingt der gleiche Ausklang tausendfach verschärft, wenn er unter dem Titel »Neue Welt«²⁰⁾ dichtet:

und es hängt, ein ehern Gewölbe der Himmel über uns, es lähmt Fluch die Glieder der Menschen, und die erfreuenden Gaben der Erde sind, wie Spreu, es spottet unser, mit ihren Geschenken die Mutter und alles ist Schein
—²¹⁾

Zu der gleichen Zeit, als Ferdinand Ebner die Pneumatologischen Fragmente beendet hat, im Juni 1919, schreibt er den Aufsatz über die »Apokalyptische Phantasie« seines Freundes Josef Matthias Hauer (Schriften I, S. 345ff.), die dieser unter dem Eindruck der »Letzten Tage der Menschheit« geschrieben hat. Es handelt sich um eine rein musikalische Würdigung, die sich meinem Verständnis entzieht, ausgenommen die letzte Seite. Da erhebt sich die Frage, was »das dem Kunstwerk zugrundeliegende Erlebnismoment« für den Künstler bedeute. Die Antwort ist die, daß er das Psychische ins Ästhetische transponiere und darin eine Lösung des Problems sehe. »Sie ist es aber in Wirklichkeit nicht, sie ist nur Problem-distanzierung, in der die Last des Problems unfühlbar gemacht wird«. Und jetzt (Schriften I, S. 379) heißt es:

Es hat den Anschein, daß sich gerade in diesem Punkte der Künstler am seltensten versteht. Es handelt sich um menschliches Erleben und es gibt nichts Psychisches im Menschen, das nicht ethisch bestimmt wäre, ethische Bedeutung hätte. Im dunklen Hintergrunde alles Ethischen aber, wenn auch nicht immer vom Menschen deutlich erfaßt, wenn von ihm auch so häufig — in einer deplacierten Kategorie durch sie eben bis zur Vernichtung entstellt — wesentlich mißverstanden, steht das Religiöse.

Das erklingt mit einem leise ironischen Unterton, der in der folgenden Mitteilung sich verstärkt, obwohl sie nur ein sachliches Interesse anzusprechen vorgibt, daß der Komponist erst ein Jahr nach Abschluß seiner Komposition die Apokalypse selbst gelesen habe und sein Werk zu dieser »in Beziehung brachte«.

Der Schluß des Aufsatzes lautet (ebenda):

Man kann sehr abgeneigt sein, aus mehr und dabei sehr gewichtigen Gründen auf diese an und für sich nicht uninteressanten Beziehungen näher einzugehen. Es ist selbstverständlich für das ästhetische Verständnis der Komposition — und ein anderes hat uns gar nicht zu kümmern, wenn dies möglich ist — ganz belanglos, diesen Beziehungen nachzuforschen. Und vor allem aber sei, nachdem nun schon einmal auf sie hingewiesen wurde, entschieden davor gewarnt, die Apokalyptische Phantasie in ihrem letzten Grunde als ein Kunstwerk von »religiöser« Bedeutung aufzufassen. Was hat die Kunst mit der Religion zu schaffen? Nichts muß mit dem größten Nachdruck immer wieder und immer wieder betont werden als: Man hüte sich vor einer Vermischung des Ästhetischen und Religiösen. Der Kunst freilich wird damit Ehre angetan, nicht aber der Religion. Das Ästhetische hat mit dem Religiösen nichts, absolut nichts zu schaffen. Und die Kunst ist auch keineswegs das letzte Refugium des in Indifferenz erstarrten religiösen Lebens im Menschen.

Wie zweideutig wird hier der Kunst eine Ehre erwiesen, die ihr mit einem »wenn dies möglich ist« schon genommen wurde! Nie bricht dieses religiöse Denken zu sich selber durch und damit auch, ohne Unrecht zu tun, durch zu der Kunst. Vielleicht nur, wenn es gar nicht merkt, wovon es spricht und einfach den Parzival zitiert und in der gebrochenen Freude das morsche Gebäude des Lebens fällt und dennoch steht.

Karl Kraus hat sich in keinem Augenblick seines tragisch unterströmten Lebens den Glauben an die Sprache und an das Gedicht brechen lassen. Dem Buch »Die Sprache« (Werke, Bd. 2) stehen als Motto drei Stellen von Goethe, Wilhelm von Humboldt und Schopenhauer voran. Dann folgen zwei Stellen, die nur mit »K.« unterschrieben sind. Die erste lautet (S. 12):

Mein Sprachglaube zweifelt vor allen Wegen, die nach Rom führen.

Dieser Satz hat schwerlich einen antirömischen, einen antikirchlichen Sinn, es sei denn auf der Oberfläche einer sprichwörtlichen Redewendung, von der er sich abstößt. Hier wird vielmehr dem konventionellen Glauben der Glauben, als Sprachglauben, in der Form des *positiv* gemeinten Zweifels gegenübergestellt. Rational ist es genau so schwer zu verstehen wie der religiöse Glauben (»quia absurdum est«), kommt aber in diesem »Satz« zu überzeugendem Ausdruck. Wie auch in dem letzten Aufsatz des Buches »Die Sprache«, der

wiederum »Die Sprache« heißt, zu lesen ist (S.437):

Der Zweifel als die große moralische Gabe, die der Mensch der Sprache verdanken könnte und bis heute verschmäht hat, wäre die rettende Hemmung eines Fortschritts, der mit vollkommener Sicherheit zu dem Ende einer Zivilisation führt, der er zu dienen wähnt.

Als es dann ganz dunkel wurde, einen Monat vor dem Tode, da steht dann in dem letzten Brief an Sidonie Nadherny vom 15./16.5.1936 der letzte Satz (Bd.1,S.687):

Die Welttömmtheit macht jede Arbeit — außer an Shakespeare — unmöglich. Dies ist wahrlich das Ende, das einen Anfang setzt, im Namen Shakespeares.

8.

Im April 1920 erschien ein umfangreiches Heft der »Fackel« (Nr.531-543) im Anschluß an die Vorlesungen, die Karl Kraus in Innsbruck gehalten hat und welche zu wüsten Skandalen führten. Gleichzeitig erschien ein Heft des »Brenner« (VI,4) mit einem Beitrag von Ludwig Ficker unter dem Titel »Nachtrag« als Reaktion auf diese Vorlesungen (S.315). Dieser Beitrag wiederum knüpft sich an ein längeres Zitat aus Kierkegaards »Furcht und Zittern«, das die Sätze enthält:

Doch darum kümmert man sich wenig in unserer Zeit, welche zu dem Höchsten gelangt ist, während doch keine Zeit, wie gerade sie, dem Komischen verfallen gewesen ist [...] In einer Art Hellscherei offenbart die Zeit ihr Gebrechen, so wie ein Dämonisches sich immer selbst offenbart ohne sich selbst zu verstehen; denn sie fordert immer wieder das Komische... Sollte die Zeit wirklich der lächerlichen Erscheinung eines Erweckten bedürfen, um etwas zum Lachen zu haben, oder sollte sie nicht vielmehr bedürfen, von einer solchen begeisterten Erscheinung an das erinnert zu werden, was vergessen ist?

Als diesen »Erweckten«, der ein halbes Jahrhundert später aufs Podium sprang, preist Ludwig Ficker auf fünf fulminanten Seiten Karl Kraus, und da heißt es von diesem »Juden« (S.316), er habe sich in der deutschen Sprache »geoffenbart und sich in dieser Höllen-, dieser Himmelsmission — leider, ihr Arier! — noch immer besser verstanden als diejenigen unter euch, die sie ihm in Liebe oder Haß auf ihre Art verdeutschen wollten«. Daraus wird seine Funktion entwickelt:

Denn diesen Dämon einer fremden — aber was heißt Menschen »fremden«? — Rasse wird heute kein Arier mehr mit der Aussicht, sich geistig gegen ihn behaupten zu können, als seinen Widerpart ins Auge fassen dürfen, er sei denn religiös bewegt, also ein Christ, und also mehr als der Arier oder Jude, der sich innerhalb der Rasse seine Bestimmung sucht. Der Christ aber, der nicht zugleich sein Verhältnis zur Zeit und das Maß seiner geistigen Berufenheit im Kampfe gegen die Welt am Wirken dieses Juden orientiert und geklärt hätte: er trete vor und werfe — auf die Gefahr hin, sich selbst als Christen zu desavouieren — den ersten Stein auf ihn!

Über diesen »Nachtrag« nun schreibt Ferdinand Ebner am 16.4.1920 an Ludwig Ficker (Schriften III,S.339f.):

Und den las ich — das drittemal schon — mit ähnlichen Empfindungen wie seinerzeit Theodor Haeckers Nachwort im Sommer 1915, mit dem Gefühl der Dankbarkeit eben für ein seit langem schon erwartetes rechtes Wort, das selber auszusprechen man sich weder berufen noch befähigt wußte. Leicht sein habe ich es mir ja nicht lassen, Stellung zu nehmen zu einer Erscheinung wie die des Karl Kraus, angesichts derer mir — von dem Augenblicke an, da nicht mehr ein aus menschlich-persönlichen Gründen mir nahegehender Mensch, der, sehr zu meinem Mißfallen, wie so mancher andere an der Gebärde des Kraus hysterisch geworden war, den Ausblick auf jene Erscheinung trübte — bewußt war, daß es ein Symptom der für unsere Zeit typischen Geistlosigkeit ist, wenn man sie nicht als eine der tiefsten Notwendigkeiten (und Wenden der Not, um mit Nietzsche zu reden) dieser so maßlos geistverlorenen Zeit erfäßt. Und wäre sie nicht diese Notwendigkeit, wie hätte sie Kierkegaard, der ja alles das gewußt hat, was nach ihm kommen werde und kommen müsse als Schuld und Verhängnis der europäischen Menschheit in einem, wie hätte er sie prophetisch voraussehen können? Zugleich aber war mir auch bewußt geworden, daß es nicht genug ist, die geistige Notwendigkeit dieser Erscheinung zu erkennen. Immer wieder dachte ich mir, es müsse auch erkannt werden, daß gerade in ihr die geistige Problematizität dieser Zeit ihre schärfste Zuspitzung erfahren hat. Es ist und bleibt das merkwürdige, wie soll ich anders sagen als Geheimnis des Geistes, daß gerade Karl Kraus — dieser dem Eigentlich-Christlichen doch tiefst wesensfremde Mensch, der freilich über eine nur ihm mögliche ungeheure Anspannung des Geistes hinweg das Menschliche selbst auch jenseits des Ästhetischen entdeckte — zum Probiestein wurde für die Echtheit einer geistigen Haltung auch im Christlichen, wenn auch nur in einer bestimmten Sphäre.

Dies ist gleichsam Ferdinand Ebners letztes Wort über Karl Kraus. Er schreibt ihm zu: »die Echtheit einer geistigen Haltung auch im Christlichen, wenn auch nur in einer bestimmten Sphäre«. Für einen Christen ist es einleuchtend, es so zu sehen. Als Jude ziehe ich vor, zu glauben, daß gerade dies das Jüdische an ihm sei. Wenn es nicht *er selbst* ist, der zwischen Judentum und Christentum Wurzeln schlagend, als Mensch emporwuchs und starb, ein Beispiel mutiger Vergänglichkeit und Dauer!

Anmerkungen:

- 1) Heidelberg ⁴1979.
- 2) Kleinere Schriften. Berlin 1959.
- 3) Ferdinand Ebner: Schriften. Hrsg. v. Franz Seyr. 3 Bände. München 1963-1965.
- 4) In seinen Gesprächen mit mir (Werner Kraft: Gespräche mit Martin Buber. München 1966) hat Buber manches über Karl Kraus geäußert, was allerdings eher ich aus ihm hervorgelockt habe. Die drei Bände seines Briefwechsels ergeben die wahrhaft erstaunliche Tatsache, daß Buber außer im Jahre 1917 als Antwort auf meine eigenen höchst unreifen Briefe sich zu keinem seiner vielen Briefpartner über Karl Kraus geäußert hat, soweit es sich um abgedruckte Briefe handelt.
- 5) Salzburg 1976 (= Brenner-Studien Bd.3).
- 6) Ursprünglich erschienen in: Nachrichten aus dem Kösel-Verlag F.18, Herbst 1963, S.10 f.
- 7) In der Schrift über seinen Freund Hauer (Schriften II, S.1039 ff.) schreibt er, wie er im Dezember 1918 Karl Kraus in Wien zum ersten Mal vorlesen hört. Ihm mißfällt die Stimme und das Pathos im Vortrag lyrischer Gedichte. Aber die Art, wie er ein satirisches Gedicht wie »Mir san ja eh die reinen Lamperln« (Worte in Versen IV, 1919, S.34 ff.) vorliest, macht tiefen Eindruck auf ihn, gehört aber zur überwältigenden Wirkung des Satirikers auf ihn überhaupt.
- 8) Werner Kraft: Karl Kraus. Beiträge zum Verständnis seines Werkes. Salzburg 1956.
- 9) Walter Benjamin: Gesammelte Schriften. Hrsg. v. Rolf Tiedemann und Herrmann Schwepenhäuser. Frankfurt 1974, S.335-367.
- 10) Leipzig ²1918.
- 11) Berthold Viertel: Dichtungen und Dokumente. Hrsg. v. Ernst Ginsberg. München 1960.
- 12) Diese Möglichkeit wird allerdings von Gershom Scholem, den ich um seine Meinung befragt habe, in Frage gestellt.
- 13) In Küttemeyers Buch »Die Krankheit Europas« (Berlin-Frankfurt 1951) unter dem Titel »Gottesfinsternis« erschienen. Der verspätete Abdruck im »Brenner« hatte technische Gründe.
- 14) Johann Wolfgang von Goethe: Wilhelm Meister: In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe. Bd. 7. Hamburg ⁴1959, S.516.
- 15) Karl Kraus: Werke. Hrsg. v. Heinrich Fischer. Bd.6. München 1954, S.137.
- 16) Werner Kraft: Ein Gedicht von Georg Trakl. In: Literatur und Kritik H.53, April 1971, S.167-170.
- 17) Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin. 1913-1936. 2 Bände. Hrsg. v. Heinrich Fischer und Michael Lazarus. München 1977. Bd.1, S.497.
- 18) Wilhelm Lehmann: Sämtliche Werke. 3 Bände. 1962. (Bd.1, S.385-435).
- 19) Im Original wahrscheinlich (freundliche Mitteilung von Dr. Konrad Kunze, Freiburg): V 230,18-20: es was worden wette / zwischen im und der Freude: / er lebete nicht wan teude. (= es gab keine Verbindung mehr zwischen ihm und der Freude: er lebte nicht, es sei denn als Toter). Die Übersetzung ist ganz frei und sehr schön.
- 20) Friedrich Hölderlin: Sämtliche Werke. Hrsg. v. Norbert von Hellingrath. Bd.4. Berlin 1916, S. 245.
- 21) Im Jahre 1935 erschien in der »Fackel« (Nr.912-915, S.1-3) als erster Beitrag »Der Satiriker«, das ist eine Reihe von Zitaten von Hölderlin, Seume und dem Nestroy-Herausgeber Otto Rommel, deren erstes eben dieses Fragment von Hölderlin ist.